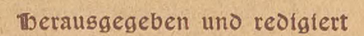
14. Jahrgang.

Österreichisch-Ungarische Revue.







Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer=Wyde.

26. Band, 3. Heft.



1900. 1900.

Wien.

Verlag der Österreichisch=Ungarischen Revue.

XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)=Gasse 6.

Generaldebit für den ausländischen Buchhandel bei Wilhelm Braumüller, k. u. k. Hof= und Universitätsbuchhändler.

Wien und Leipzig.

Inhalt.

Titelblatt und Inhaltsverzeichnis zum 25. Bande werden der nächsten Nummer (4) beigegeben.

Österreichisch-Ungarische Revue.

Monatsschrift für die gesammten Culturinteressen der Monarchie, insbesondere für Verwaltung und Justiz, Cultus und Unterricht, Finanz- und Heerwesen, Gesellschaftspolitik und Hygiene, Bodenproduction und Industrie, Handel und Verkehr, Geschichte und Biographie, Länder- und Völkerkunde, Philosophie und Naturwissenschaft, Literatur und Kunst.

Die **Österreichisch-Ungarische Revue** bildet die neue Folge der **Österreichischen Revue** und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Culturleben Österreich-Ungarns sowie über die neue Epoche seiner Entwicklung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluss zu geben. Unter der Rubrik „Österreichisch-Ungarische Dichterhalle“ bietet sie als Beigabe erlesene Proben der heimischen Dichtkunst unserer Tage.

Inhaltsverzeichnis und Probehefte der **Österreichischen Revue**, ferner Inhaltsverzeichnisse der ersten fünf Jahrgänge und Probehefte der **Österreichisch-Ungarischen Revue** sind durch den Verlag der **Österreichisch-Ungarischen Revue** zu beziehen.

Abonnements nehmen sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, desgleichen die k. k. österr. und die k. ungar. Postanstalten, endlich der Verlag der **Österreichisch-Ungarischen Revue**, Wien, XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6, entgegen.

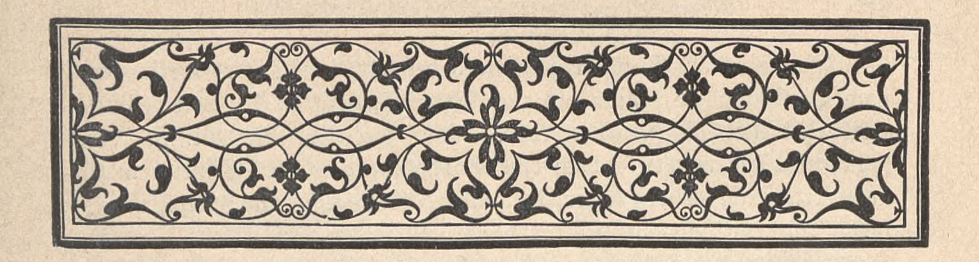
Die **Österreichisch-Ungarische Revue** erscheint in Monatsheften von durchschnittlich fünf Bogen Groß-Octav. Je sechs Hefte bilden einen Band. Der Pränumerationspreis inclusive Postversendung beträgt für

Österreich-Ungarn:
ganzjährig 19 K 20 h; halbjährig 9 K 60 h; vierteljährig 4 K 80 h.

Für die Länder des Weltpostvereines:
ganzjährig 16 **Mark** = 20 **Francs**; halbjährig 8 **Mark** = 10 **Francs**; vierteljährig 4 **Mark** = 5 **Francs**.

Für das übrige Ausland:
ganzjähr. 25 **Francs** = 20 **Schilling**; halbjähr. 13 **Francs** = 10 **Schilling 4 Pence**.

Das einzelne Heft kostet für Österreich-Ungarn 2 K; für das Ausland 2 **Mark** = 2·50 **Francs**.



Die Prämie im Weltzuckerhandel.

Budapest. Von **Mosco-Wiener.**

(Schluss.)

Es seien die Summen der Prämien = P; der Prämienbeitrag der Industrie = Jp; der Prämienbeitrag des Staates = Stp; die Menge des Inlandsconsums = C; die Menge des Exportes = E; der inländische Consumpreis (ohne Steuer) = Cp; der Weltmarktpreis = Wp; die Fabricationskosten + Capitalsverzinsung der Industrie (ab Inlandsmarkt) = Ek; die Fracht-, Magazins-, Commissions- &c. Spesen vom Inlandsmarkte zum Weltmarkte = Fk; es ist dann:

die Summe der Prämien

$$P = (Ek + Fk - Wp) \times E \ldots\ldots\ldots\ldots 1)$$

der Prämienbeitrag der Industrie

$$Jp = (Cp + Fk - Wp - \frac{P}{E}) \times C$$

oder wenn man den aus der ersten Formel zu gewinnenden Wert für

$$\frac{P}{E} = Ek + Fk - Wp \text{ in sie einsetzt,}$$

$$Ip = (Cp - Ek) \times C \ldots\ldots\ldots\ldots 2)$$

der Prämienbeitrag des Staates

$$Stp = P - Jp \ldots\ldots\ldots\ldots 3)$$

Wie wir sehen, findet sich in diesen Formeln nur eine unbekannte Größe, nämlich die Kosten der Fabrication des Zuckers, welche wohl

im allgemeinen als Geschäftsgeheimnis betrachtbar ist; jedes Verlangen nach Einsichtnahme könnte als unbefugter Eingriff in die private Erwerbsthätigkeit hingestellt werden. Die speciellen Verhältnisse der Zuckerindustrie machen jedoch eine Ausnahme von dem Principe nicht allein erklärlich, sondern lassen eine aufgedeckte Karte für alle Interessenten, sowohl für den Landwirt als für den Consumenten, den Fiscus, für den Zuckerindustriellen selbst aber in doppelter Hinsicht als höchst wünschenswert erscheinen. Denn solange es ziffermäßig nicht zu belegen ist, solange wir keine verläßlichen Daten darüber besitzen, wieviel die Fabrik bei einem gegebenen Rübenpreise gewinnt oder verliert, wird die Forderung der Landwirte nach Erhöhung des Rübenpreises nie zurückgewiesen werden können, und der kleinste Versuch zur Erniedrigung desselben wird dem heftigsten berechtigten Widerstande begegnen. In Belgien und in den freien Niederlanden nimmt man keinen Anstand, die Controle der Geschäftsergebnisse der Fabriken behufs Bestimmung des normalen Rübenpreises in Vorschlag zu bringen. Solange wir ferner nicht wissen, inwieweit die Fabrik bei einem gegebenen Zuckerpreise ihr Auskommen findet, wird jedes Kartell nicht von seiner befugten Seite aus, nicht als „Zwang der Noth" hingestellt werden können, sondern es wird immer als „Gewinnspeculation" vom Standpunkte der Ausbeutung der Consumenten beurtheilt werden. Deshalb vermochte die österreichische Regierung zwecks der Entscheidung über berechtigte und unberechtigte Kartelle nur die amtliche Controle der Geschäftsergebnisse vorzuschlagen. Endlich darf aber der Staat, wenn er die Industrie durch Prämien unterstützt, gewiss verlangen, dass er über die Berechtigung dieser Unterstützung genauest informiert werde und zu dem Ende über die Fabricationskosten aus den Geschäftsbüchern der Fabriken detaillierte Aufschlüsse erhalte. Jeder Wunsch nach Prämienerhöhung sowie nach außerordentlichen Frachtbegünstigungen wird im anderen Falle begründetem Misstrauen, Zweifeln und Zaudern an maßgebender Stelle begegnen. Die Ermittlung der Fabricationskosten ist hier leichter als in vielen anderen Betrieben. Denn bei der Zuckerindustrie handelt es sich um eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Fabriken, die Beschaffungskosten des Rohmateriales, die Regie der Rübenverarbeitung sowie die erzielte Ausbeute lassen sich unschwer constatieren, und daraus lässt sich auch jährlich ein Durchschnittsmittel für alle Fabriken ziehen. Die Ermittlung wird auch nicht durch den Culturzustand des Landes beeinflusst, denn die Rübenzuckerfabrication ist eine hochentwickelte Industrie, und jede Fabrik besitzt

jene genaue Rechnungsführung, ohne welche ein größerer industrieller Betrieb nicht zu existieren vermag.

Die Berechnung ist für jede der aufzustellenden Zuckerqualitätskategorien durchzuführen. Man wird z. B. I. Classe: Rohzucker bis 93%, II. Classe: Rohzucker über 93% Polarisation, III. Classe: Pilé und Mehlraffinade, IV. Classe: Brot- und Würfelraffinade unterscheiden, damit die Interessen der Industrie geschützt werden. Die Prämienberechnung ist ferner so wie jetzt die Berechnung der Prämienrestitution in Österreich-Ungarn jährlich nach Schluss der Campagne vorzunehmen und der auf den Staat entfallende Antheil im Rückvergütungswege auszufolgen, wenn es bekannt wird, wie hoch der Weltpreis im Durchschnitte sich stellte, wie viel die Fracht- und Fabricationskosten betrugen. Diese Durchschnittsziffern werden selbstredend bloß den Verhältnissen der Gesammtindustrie und nicht den Verhältnissen jeder einzelnen Fabrik entsprechen, da die localen Productionsbedingungen differieren. Deshalb werden die besser situierten Fabriken einen größeren Nutzen ziehen als jene, welche unter ungünstigeren Verhältnissen arbeiten; das liegt in der Natur jeder Unternehmung. Es könnten jedoch auch die „Schwachen" auf andere Weise gefördert werden, ohne die auf unserem Prämiensysteme fußenden Berechnungen zu tangieren. Zur Erleichterung des Verständnisses möge das folgende, den österreichisch-ungarischen Verhältnissen angepasste Beispiel dienen, wobei der Einfachheit halber nur ein Unterschied zwischen Rohzucker und Raffinade vorausgesetzt wurde.

Nehmen wir an, der inländische Consum sei 3,000.000 Metercentner, hiervon 30.000 Metercentner Rohzucker und 2,970.000 Metercentner Raffinade; der mit Prämien über die Zollgrenze ausgeführte Zucker belaufe sich auf 5,000.000 Metercentner, hiervon circa 4,000.000 Metercentner Raffinade und 1,000.000 Metercentner Rohzucker. Es sei ferner der Jahresdurchschnittspreis für Exportzucker ab Triest oder Aussig für Rohzucker 13 fl., für Raffinade 16 fl. pro Metercentner; der Jahresdurchschnittspreis auf dem inländischen Markte für Rohzucker betrage 12 fl. und für Raffinade 20 fl. pro Metercentner ohne Steuer; die durchschnittlichen Erzeugungskosten sammt der Verzinsung des Unternehmercapitales ab Inlandsmarkt für Rohzucker 13 fl., für Raffinade 18 fl. pro Metercentner; die Fracht-, Commissions-, Magazinage- etc. Spesen vom Inlandsmarkte zum Weltmarkte für Rohzucker 0·80 fl., für Raffinade 1 fl. pro Metercentner. Demnach gestaltet sich die Prämienberechnung

für Rohzucker:

$P = (13 + 0{\cdot}8 - 13) \times 1{,}000.000 = 800.000$ fl.;

für Raffinade:

$P = (18 + 1 - 16) \times 4{,}000.000 = 12{,}000.000$ fl.

Zusammen 12,800.000 fl.

Der Prämienbeitrag der Industrie

für Rohzucker:

$Jp = (12 - 13) \times 30.000 = - 30.000$ fl.;[1]

für Raffinade:

$Jp = (20 - 18) \times 2{,}270.000 = 5{,}940.000$ fl.

Zusammen 5,910.000 fl.

Der Prämienbeitrag des Staates

für Rohzucker:

$Stp = 800.000 + 30.000 = 830.000$ fl.;

für Raffinade:

$Stp = 12{,}000.000 - 5{,}940.000 = 6{,}060.000$ fl.

Zusammen 6,890.000 fl.

Die Vertheilung dieser Nettoprämie unter die einzelnen Fabriken wäre derart auszuführen, dass jede Fabrik an dem ganzen Betrage der Exportprämie im Verhältnisse ihres Exportes participiert, während die Prämienrestitution jede Fabrik im Verhältnisse der Menge ihres im Inlande abgesetzten Erzeugnisses zu tragen hätte.

In unserem Beispiele beträgt die Summe der Prämien 12,800.000 fl.; diese Summe wird sich auf die exportierten Mengen derart vertheilen, dass auf

die Rohzuckerausfuhr $\frac{800.000}{1{,}000.000} = 0{\cdot}80$ fl.,

die Raffinadeausfuhr $\frac{12{,}000.000}{4{,}000.000} = 3{\cdot}00$ fl.

Prämiensatz pro Metercentner entfallen. Andererseits wären 5,940.000 fl. durch die Raffinerien für die Versorgung des inländischen Marktes zu restituieren, während die Rohzuckerfabriken für denselben Zweck noch einen Anspruch auf 30.000 fl. Prämie hätten. Hiernach entfällt: an Prämienrestitution für den Raffinadeabsatz im

Inlande . . . . $\frac{5{,}940.000}{2{,}970.000} = 2$ fl.,

[1] Das negative Resultat bezeichnet die Productionsprämie, welche auf Basis der angenommenen Preisverhältnisse den Rohzuckerfabriken außer der Exportprämie zufiele.

an Productionsprämie für den Rohzuckerabsatz im Inlande .... $\frac{30.000}{30.000} = 1$ fl.

Der Verwertungspreis des Zuckers würde sich demnach mit Einbeziehung der Prämiensätze folgendermaßen stellen:

Rohzucker für den Export	13 + 0·80 = 13·80 fl.
Raffinade „ „ „	16 + 3·00 = 19·00 fl.
Rohzucker für den Consum	12 + 1·00 = 13·00 fl.
Raffinade „ „ „	20 — 2·00 = 18·00 fl.

Man kommt daher mit Hilfe dieser Formeln zu einem Prämienregulator, welcher, ausgehend von den Erzeugungskosten, die Inlandspreise mit den Exportpreisen in Einklang bringt. Der Consument wird nach wie vor mehr bezahlen für den im Inlande verkauften und das Ausland nach wie vor weniger entrichten für den exportierten Zucker. Das ist die unabänderliche Schattenseite der Prämienpolitik. Aber die Last des Prämienbeitrages wird zwischen dem Fiscus und der Industrie richtig vertheilt sein. Die exportierenden Fabriken werden nicht verlieren können trotz des niedrigen Exportpreises, die den Inlandsmarkt versorgenden Fabriken sich nicht bereichern können trotz der höheren Kartellpreise. Die Prämienbeiträge würden auch zwischen Raffination und Rohzuckerfabrication gerecht vertheilt werden. Die Rohzuckerfabriken sowie die Raffinerien würden eine Prämie beziehen, welche im richtigen Verhältnisse steht zu dem Nutzeffecte der Unternehmung. Der Preis des Rohzuckers zur Umarbeitung von Raffinade würde sich dem Consumpreise von selbst anpassen, und die Raffinierung, eine Industrie, die mit der Landwirtschaft in keinerlei Verbindung steht, wird nicht einen enormen Gewinn einheimsen können, den sie seinerzeit nur auf Kosten der Consumenten und durch die Verluste der Rohzuckerfabrication direct, auf Kosten des Rübenbaues und der Landwirtschaft indirect zu erzielen vermochte. Das Kartell hingegen würde vollständig überflüssig; denn stände der Inlandspreis unter den Gestehungskosten, dann würde das Manco durch die Productionsprämie ersetzt, und würde der Inlandspreis über diese Grenze künstlich emporgetrieben, dann würde die Prämie um denselben Betrag geringer ausfallen.

Unser Prämiensystem schließt auch die Anwendung der Differentialzölle aus. Denn die Prämie, welche aus jener Berechnung resultiert, ist nichts anderes als ein nachträglich gewährter Zuschuss zu verlustbringenden Verwertungspreisen, welcher nur in dieser Form rationell und geeignet ist, das Inlandskartell sowohl als die Export-

prämie entbehrlich zu machen; und nachdem hiermit eine Exportprämie im Sinne und nach dem Wortlaute der Meistbegünstigungsverträge nicht gewährt wird, erlischt auch der kleinste Vorwand zu Compensations- und Retorsionszöllen von selbst.

Aus den vorstehenden Ausführungen geht aber hervor, daſs die Prämie sich nicht im voraus und durch einen festen Satz bestimmen läſst. Denn wie alle Factoren, auf welchen die Berechnung der Prämie basiert, jährlich variieren, so muſs die Prämie selbst variabel sein. An diese rechnerische Folgerung knüpft sich die wirtschaftliche Nothwendigkeit der gleitenden Prämien. Der Zweck der Prämie ist die Ermöglichung des Zuckerexportes. Eine fixe Prämie wird bei günstigen Weltmarktconjuncturen zum reinen Gewinne für die Zuckerfabriken, in schlechten Exportjahren genügt sie nicht, um den Überschuſs aus dem Lande zu schaffen, in beiden Fällen hätte die Prämie ihren Zweck verfehlt. Bei der Anwendung unseres Systems wird hingegen die Prämie ihre volle Wirkung üben. Der Staat wird nicht mehr dazu beisteuern als unumgänglich erforderlich, doch auch dem Exporte wird jedes Risico benommen, die Speculation zurückgedrängt, die Fabrication auf eine sichere Grundlage gestellt. Man könnte einwenden, daſs die Industrie kein Interesse mehr an der billigeren Production hätte, wenn ihr Verlust in jedem Falle ersetzt würde, und je theurer sie produciert, desto mehr müſste der Staat an Prämien verausgaben. Die Sache verhält sich indes gerade umgekehrt. Jede Industrie arbeitet auf Gewinn; diesen Unternehmergewinn jedoch wird sie nur dann erzielen können, wenn sie billiger als zum Verwertungspreise produciert, d. h. wenn die Prämie entfällt, und die Industrie wird daher ebenso an den höheren Marktpreisen als an den niedrigeren Gestehungskosten ihre Rechnung finden. Sie wird streben, die Prämie nicht beanspruchen zu müssen, und so den Fiscus entlasten. Und dadurch erhielte die Handelspolitik bezüglich des Artikels Zucker jene staatsmonopolistischen Tendenzen, welche alle Vortheile in sich vereinigen, ohne deren Nachtheile, die Vernichtung der industriellen Freiheit, nach sich zu ziehen.

Es erhellt aus unseren Ausführungen, daſs eine derartige Prämienregulierung selbst einseitig von einem Staate ohne internationale Vereinbarung und trotzdem ohne Gefährdung der Exportinteressen realisierbar ist. Die Möglichkeit der Anwendung dieser Prämienpolitik auf den internationalen Zuckerhandel ist klar. Denn dieses System stellt keine Forderung an die Modification der inneren

Steuergesetzgebung, es dient jedem Staate auch ohne internationale Vereinbarung und verlangt daher auch nicht, dass alle Zuckerproductionsländer auf Grundlage desselben sich zu einer Convention zusammenschließen. Nur die Berechnung des Prämienausmaßes erfolgt hier nach dem gleichen gekennzeichneten Principe; aber es ist Bedingung, dass die beigetretenen Conventionsstaaten sich offen zu dem Principe bekennen. Und da das System die Möglichkeit bietet, den Export zu erhalten, ohne größere als die hierzu nothwendigen Geldsummen opfern zu müssen, so bildet die Aussicht auf finanzielle Ersparnisse ohne Schädigung der Ausfuhr eine bessere Gewähr für die Durchführung des Principes als alle imaginären Controlmaßregeln, welche auf den bisherigen Conferenzen in Vorschlag gebracht werden konnten. Andererseits liegt in diesem System — vorausgesetzt, dass es die hauptsächlichsten Rübenzuckerstaaten acceptieren — die Chance zur dauernden Gesundung des Marktes.

Denn wenn der Einfluss der Prämie von den anderen Deprimationsfactoren des Zuckerpreises — von absoluter und relativer Überproduction, respective Minderconsum und Überspeculation — gesondert wird, so erscheint zweifellos die ungezügelte Prämienwirtschaft als Ursache des Preissturzes. Der Weltmarktpreis richtet sich immer nach dem niedrigsten Anbote, und nur dann, wenn die Industrie eines Zuckerexportstaates durch eine reichlichere Prämie angeeifert wird, ihre Concurrenzfähigkeit zu vergrößern, ihren Export zu vermehren, respective ihre Ware billiger dem Weltmarkte zu offerieren, sinkt der Preis. Ein tieferes Anbot setzt daher immer voraus, dass der Zuckerindustrie des betreffenden Staates ein Gewinn aus der Prämie erwachse, oder mit anderen Worten: die deprimierende Wirkung der Prämie auf den Zuckerpreis beruht darauf, dass die Gestehungskosten s Zuckers durch die Prämie in bedeutenderem Maße herabgedrückt werden, als nöthig ist, um die Differenz zwischen höheren Gestehungskosten exclusive Prämie und niedrigerem Weltmarktpreise auszugleichen. Deshalb steht das Preisniveau unter den Gestehungskosten, weil die Summe der Prämien aller Zuckerexportstaaten zeitweise größer ist als jene Summe, welche aufgewandt werden müsste, um bei den jeweiligen Handelsconjuncturen Kostenpreis und Marktpreis in Einklang zu bringen.

Wird aber die Prämie nur in jener Höhe gewährt, welche unbedingt erforderlich ist, um diese Differenz zu decken, dann ist auch die Ursache des Preisdruckes beseitigt. Der Preis steigt, und jeder Export-

staat kann hiernach bei stricter Durchführung unseres Berechnungssystems seine Prämie entsprechend den eigenen Productionsverhältnissen reducieren. Sinkt dagegen die Prämie, so steigt der Preis auf dem Weltmarkte, um die Differenz kann die Prämie in derselben stufenartigen Weise verringert werden. Schließlich wird — immer nur den Einfluss der Prämie auf die Preisbildung für sich betrachtet — der Preis allein nach den billigsten Erzeugungskosten sich richten, und kein Staat wird höhere Bonificationen gewähren, als zum Ausgleiche seiner ungünstigeren Productionsverhältnisse nothwendig sind. Hier liegt aber auch die Grenze der Prämienermäßigung.

❦

Die gänzliche Aufhebung der Prämien ist ein Ziel, welches auf dem bisher verfolgten Wege nie erreicht werden kann. Die Prämie wurzelt in dem Boden der Concurrenz, sie athmet die Luft der wirtschaftlichen Rivalität. Eine internationale Convention behufs Beseitigung der Prämien vermag daher nur von der Entziehung dieser ihrer Lebensbedingungen, d. i. von der Regelung der Exportverhältnisse durch die Kartellierung der Großproducenten des Rübenzuckers auszugehen.

Wird der Export nach den natürlichen Absatzgebieten rayonniert, lässt man beispielsweise Russland in Centralasien, in den durch die sibirische Eisenbahn neu erschlossenen riesigen Gebieten freie Hand, beunruhigt man ebenso Frankreich nicht in Spanien, Marokko, Algier oder in seinen hinterindischen Colonien, gibt man Deutschland die nordischen Consumgebiete, lässt man unsere Monarchie in Italien, den Donaufürstenthümern, Türkei und Griechenland gewähren, und dürfte England seine Raffinaden ungehindert nach seinen Colonien in Indien, Südafrika, Canada oder Australien exportieren, dann würden nicht allein die unnützen Frachtspesen erspart, sondern überdies die Handelsbeziehungen in den natürlichen Exploitationsgebieten gefestigt. Contingentiert man den Export nach den gemeinsamen Absatzgebieten, einigt man sich auf Grund eines Vertheilungsschlüssels, welcher mit Rücksicht auf die Productionsverhältnisse der einzelnen Staaten und mit Berücksichtigung ihrer überseeischen Handelsbeziehungen ermittelt werden könnte, über das Verhältnis, in welchem jedes der Ausfuhrländer z. B. an dem Absatzmarkte der asiatischen Türkei, Tunesiens, Ägyptens, des Sudans, Persiens, Indiens, Chinas sowie des größten Zuckerconsumenten, der amerikanischen Union, mit seinem Rübenzucker participieren solle, gibt man Frankreich, Holland, Belgien und Deutschland

den englischen Rohzuckermarkt, wird der Schweizer Absatzmarkt durch Frankreich, Deutschland und Österreich-Ungarn beschickt, dann erscheint der Kartellierungsring geschlossen, und dann möge eine internationale Commission die nöthige Exportstatistik führen, aus den Ergebnissen derselben ihre Weisungen schöpfen und die Einhaltung der Convention überwachen.

Dieser Vorschlag stellt ein Compromiss dar, welches nur dann zustande kommen kann, wenn die Einsicht die Oberhand gewinnt, dass die Opferung der Sonderinteressen, repräsentiert durch die schrankenlose Exportsteigerung verbunden mit einer schrankenlosen Prämienwirtschaft, vortheilhafter ist als die Negation des gemeinsamen Interesses, welches die Vermeidung der Überproduction, die Beseitigung der Prämien und dadurch die Rehabilitierung des Zuckerpreises fordert. Die Concurrenz bleibt als natürliche Grundlage der Preisbildung aufrecht, sie wird bloß vereinfacht, zurückgeführt auf den großen Kampf zwischen Rübenzucker und Rohrzucker. Deshalb ist eine willkürliche Bestimmung der Preise, die gewöhnliche Kehrseite aller Kartelle, hier nicht zu befürchten. Nur die doppelte, die gegenseitige Concurrenz der Rübenzuckerproductionsstaaten ist eliminiert. Jeder Staat wird seine Production nach der Gestaltung der Absatzverhältnisse in dem ihm zugewiesenen engeren und weiteren Exportgebiete einrichten. Bloß der Überproduction im allgemeinen ist eine Beschränkung auferlegt, die productive Expansionsfähigkeit der Erzeugungsländer sonst nicht tangiert, sie wird nach wie vor von der Concurrenz des Rohrzuckers in den ausländischen Absatzgebieten und der Gestaltung der dortigen und der eigenen Consumtionsverhältnisse bedingt werden. Den importierenden Consumstaaten steht gegen die loyale Association, die an Stelle der illoyalen Prämienwirtschaft tritt, rücksichtlich des Handelsvertragsrechtes keinerlei Einwendung zu. Ob die Lage der Rohrzuckerproduction durch ein solches Kartell günstig oder ungünstig beeinflusst, ob die Concurrenz der Colonialzuckerstaaten gestärkt oder geschwächt wird, ist eine Frage, die noch der eingehenderen Erörterung bedarf. Aber Thatsache ist, dass andererseits durch die empirische Ermäßigung der Steuerprämie in den Rübenzuckerproductionsstaaten ohne Rücksicht auf die speciellen Verhältnisse jedes einzelnen Staates oder gar durch eine Abschaffung derselben ohne Exportorganisation den Colonialzuckerproducenten die Kastanien aus dem Feuer geholt würden.

Die vorstehenden Ausführungen, gegenwärtig bloß von theoretischer Bedeutung, bezwecken nichts anderes als zu beweisen, dass an eine

Aufhebung der Prämien nur auf diese Weise geschritten werden kann. Wenn wir jedoch bedenken, welche Krisen und Nothstände, welche wirtschaftspolitischen Auswüchse durch Exportprämien und Inlandskartelle das laissez-faire-Princip, die Negation jedweder wirtschaftlicher Schranken, hervorrief, so erscheint uns wie die mitteleuropäische Zollunion für den Schutz unserer Landwirtschaft gegen die überseeische Concurrenz, so die Handelsfreiheit für den gemeinsamen inländischen Absatzmarkt und die Staatenkartellierung für den Export, nunmehr das einzige Arcanum für die concurrenzmüden Glieder der mitteleuropäischen industriellen Production, als ein unentbehrliches Leitmotiv für das wirtschaftspolitische System der Zukunft. Die Realisierung der oben gekennzeichneten Idee setzt andererseits einen solch radicalen Eingriff in das internationale Wirtschaftsleben voraus, dass bei der conservativen Tendenz aller wirtschaftlichen Einrichtungen nur eine große Krise unserer wirtschaftspolitischen Thatenlosigkeit ein Ende bereiten und die betheiligten Productionsstaaten zu einem engeren Aneinanderschlusse veranlassen könnte. Die Zuckerkrise droht bereits infolge Annexion der spanischen Colonien, vorzüglich Cubas durch die Vereinigten Staaten. Es ist daher eine wichtige Frage, wie sich unter dem Drucke der sich ändernden Concurrenzverhältnisse die künftige Situation auf dem Weltmarkte gestalten werde.

Cuba hat seit jeher auf die Fluctuationen des Weltmarktpreises einen bestimmenden Einfluss geübt, es ist das einzige Land, welches demnach für die künftige Gestaltung des Marktes umsomehr maßgebend sein wird, als das spanische Regime die Insel an die capitalstrotzende Union abtreten musste. Es werden die innigsten Handelsbeziehungen zu dem zuckerproducierenden Eilande hergestellt werden, amerikanischer Unternehmungsgeist und amerikanisches Capital werden auf der ganzen Insel rege Bethätigung suchen, zumal Cuba auch in schwierigen Zeiten die Concurrenz mit den rübenproducierenden Ländern aushalten kann. Dass auf Cuba noch Land in Fülle vorhanden ist und noch für Millionen Menschen Platz sich findet, ist unbestreitbar. Die niedergebrannten Fabriken werden bald wieder aufgebaut, die Verkehrsmittel bald wieder restauriert sein. Dagegen dürften die Erweiterung des Rohranbaues und die Neubeschaffung der für die dortige Industrie nöthigen Arbeitskräfte langsamer und kostspieliger zu bewirken sein. Jedenfalls werden die Wunden der letzten Katastrophe nicht so rasch verheilen, und es wird einige Zeit dauern, bis die in der Campagne 1896/97 auf 2 Millionen Metercentner gesunkene Production abermals

die Höhe von 10 Millionen Metercentnern erreicht, auf der sie 1894/95 gestanden, und bis Cuba das auf 20 Millionen Metercentner geschätzte Maximum seiner Production aufzuweisen vermag, werden noch viele Jahre verstreichen. In der Campagne 1897/98 producierte die Insel jedoch schon 3 Millionen, 1898/99 4 Millionen Metercentner; die Ausdehnung der Production wird nun in rascherem Tempo erfolgen; wir glauben, es dürften vier oder fünf Jahre genügen, bis Cuba sich zur höchsten bisher beobachteten Production von 1 Million Tonnen aufschwingt, und es ist wahrscheinlich, dass es dabei nicht verbleibt.

Nach der bisherigen Steigerung der Weltproduction, welche mit der Steigerung des Zuckerconsums im Zusammenhange steht, beträgt der jährliche Mehrverbrauch von Zucker circa 2 Millionen Metercentner. Setzt man voraus, dass alle übrigen Productionsländer auf der gleichen Stufe der Erzeugung verharren, so wäre, da die Production Cubas der Steigerung des Weltconsums schwerlich folgen wird, eine Überproduction nicht zu befürchten. Aber es ist anzunehmen, dass auch Portorico und die Philippinen ihre verwüsteten Plantagen in nicht allzu ferner Zeit wieder bepflanzen und mit rationellerer Cultur und Vervollkommnung der technischen Fabricationsbehelfe ihre Zuckerproduction heben werden. In zwei bis drei anderen Rohrzuckerexportgebieten, namentlich in Ägypten, ist ebenfalls eine Vergrößerung der Production selbst unter ungünstigen Conjuncturen erwartbar. Die Rübenzuckerfabrication steht ihrerseits nicht still, vielmehr werden, hauptsächlich in Russland und in den Vereinigten Staaten sowie in manchen Importstaaten, jährlich neue Fabriken errichtet. Es ist daher kein Zweifel, dass wir schon in vier bis fünf Jahren mit einer schweren, vielleicht der schwersten jener Krisen werden rechnen müssen, welche den Artikel Zucker bisher in regelmäßigen Abständen von zehn zu zehn Jahren begleiteten, und bestenfalls werden unvorhergesehene Ereignisse der force majeure die Krise noch etwa ein bis zwei Jahre aufzuhalten vermögen.

Die Lawine wird mithin Amerika ins Rollen bringen. Gegenwärtig gestaltet sich der Zuckerverkehr der Union nach den Angaben von Willett & Gray, wie folgt:

	1896	1897	1898
Ankünfte in den 4 Haupthäfen:	in engl. Tons à 1016 *kg*		
von Europa	523.232	637.246	206.087
„ Cuba	251.522	209.453	257.228
„ Portorico	29.841	32.312	42.400

Ankünfte in den 4 Haupthäfen:	1896	1897	1898
	in engl. Tons à 1016 *kg*		
von den Philippinen	61.382	11.657	26.440
„ den Sandwich-Inseln	46.185	89.890	91.009
„ den übrigen Rohrzuckergebieten	688.733	614.304	753.478
Ankünfte in anderen Häfen	70.068	165.745	262.295
Consum von fremdem Zucker	1,670.963	1,760.607	1,638.937
Consum von einheimischem Zucker	289.117	335.806	358.407
Totalconsum	1,960.080	2,096.413	1,997.344

Die Vereinigten Staaten werden vielleicht schon binnen drei bis fünf Jahren in der Lage sein, ihren Bedarf fast vollständig mit den Erzeugnissen ihrer der spanischen Oberherrschaft entrissenen Colonien der inländischen Rohr- und Rübenzuckerindustrie zu decken. Denn der Consum der Union wird bis zu diesem Zeitpunkte über 20 Millionen Metercentner betragen. Die inländische Rübenzuckerindustrie wird 1·5 Millionen Metercentner liefern können, während Louisiana, Texas, Mississippi, Florida ꝛc. 3 Millionen Metercentner, die Sandwich-Inseln 2 Millionen Metercentner, Portorico 1 Million Metercentner, die Philippinen 2·5 Millionen Metercentner erzeugen werden, so dass Cuba nur 10 Millionen Metercentner zu producieren braucht, damit der Bedarf der Union ungefähr gedeckt sei. Die Concurrenz Cubas dürfte sogar der eigenen amerikanischen Rohrzuckerproduction und Rübenzuckerindustrie gefährlich werden. Dieser Umstand ist jedoch vorläufig nur von localer Bedeutung; wichtig für uns ist, dass die Vereinigten Staaten aufhören werden, Abnehmer für fremden Rohr- und Rübenzucker zu sein. Nun beträgt die Zuckerausfuhr nach der Union derzeit 17 Millionen Metercentner; hiervon entfallen auf den Rübenzucker durchschnittlich 4 Millionen Metercentner, auf den Rohrzucker aus Cuba, Portorico, Hawai und den Philippinen 6 Millionen Metercentner, sonach auf den übrigen Rohrzucker 7 Millionen Metercentner.

Es ist natürlich, dass diese Rohrzuckermengen, welche hauptsächlich den englischen Colonien in Westindien und Demerara, ferner Haiti, den südamerikanischen Exportstaaten Surinam und Java entstammen, in erster Linie nach dem englischen Markte sich wenden werden, der auch jetzt den Überschuss der colonialen Production völlig aufnimmt und bisher gleichzeitig der Hauptabnehmer für den Rübenzucker gewesen ist. Denn nach den statistischen Aufzeichnungen der „Board of Trade returns" gestaltete sich der Export nach Großbritannien, wie folgt:

	1896	1897	1898
	in engl. Tons à 1016 *kg*		
Rübenzucker	1,122.497	1,217.619	1,296.347
Rohrzucker	404.872	451.592	259.265
Gesammteinfuhr .	1,527.369	1,669.211	1,555.612

Von der gesammten Zuckerausfuhr nach Großbritannien per 16 Millionen Metercentner entfallen auf Rübenzucker 12 Millionen Metercentner, auf Rohrzucker 4 Millionen Metercentner, wovon der größere Theil aus englischen Colonien, Britisch-Westindien, Demerara und Mauritius, der andere Theil aus Spanisch-Westindien, Brasilien, Peru, den Philippinen und Java kommt. Die europäische Erzeugung wird wahrscheinlich auch nicht so schnell durch neue Consumgebiete einen genügenden Ersatz für den Verlust des mächtigen amerikanischen Abnehmers finden. Es wird sich somit ein scharfer Kampf um die Consummärkte der ganzen Welt entspinnen; die Prämien werden gesteigert werden, die Preise werden vielleicht schon infolge der Überproduction und der großen Baissseengagements bis auf acht Gulden sinken, und die Rohrzuckerproduction außer derjenigen Amerikas und seiner Colonien wird noch mehr zurückgeworfen werden. Albion wird seinen Gewinn aus den billigen Zuckerpreisen einheimsen, andererseits wird die Zuckerproduction der englischen Colonien in der höchsten Gefahr schweben, die Rübenzuckerindustrie wird den englischen Markt möglicherweise ganz erobern und ebenso in anderen, besonders den asiatischen Absatzgebieten, welche bisher mehr oder weniger durch den Colonialzucker versorgt wurden, den Vortritt erlangen,[1]) vorausgesetzt dass die internationale Prämienwirtschaft sich selbst überlassen bleibt.

Nun ist die Frage, ob die britische Regierung angesichts der verschärften Concurrenz ihre Consumenten oder ihre Producenten bevorzugen, ob sie sich zur Einhebung des Retorsionszolles nach dem Beispiele der Indian Tariff Act entschließen werde oder nicht. Thut Großbritannien diesen verhängnisvollen Schritt, welcher mit der Vertheuerung des Zuckers für den englischen Consumenten zugleich den Bruch mit den freihändlerischen Traditionen im Mutterlande bedeutet, so ist es noch sehr zweifelhaft, ob es seine coloniale Zuckerindustrie dadurch schützen könnte, da der europäische Rübenzucker auf

[1]) Es sei als erfreuliches Zeichen constatiert, dass, nachdem wir unsere diesbezüglichen Erörterungen im „Pester Lloyd" vom 18. Mai v. J. veröffentlicht hatten, die österr.-ungar. Zuckerindustrie die Organisation des Exportes nach Japan in Angriff nahm.

dem englischen Markte gegenüber dem englisch-westindischen auch ohne Prämien concurrenzfähig sein dürfte. Bezeichnend ist hierfür die Stimmung in dortigen Handelskreisen; die vereinigten englischen Handelskammern verwarfen am 7. September v. J. in Belfast eine Resolution, welche die Abschaffung der ausländischen Zuckerprämien beantragte. Die Decretierung eines Importzolles auf Rübenzucker bei freier Einfuhr des Rohrzuckers hat wenig Aussicht, nicht so sehr wegen der damit verbundenen Vertheuerung des Zuckerconsums, als vielmehr weil der Continent wider eine derartige Zollpolitik denn doch ernstlich protestieren müsste. Aber es ist möglich, dass, wenn nicht schon früher, so unter dem Drucke der Krise der Retorsionszoll z. B. in Canada zur Einführung gelangen wird, um den englischen Rohrzuckercolonien Amerikas einen Markt zu sichern. Der belgische, französische und deutsche Zucker würde dadurch aus seiner dortigen Stellung verdrängt werden und theilweise den englischen Absatzmarkt zu gewinnen trachten, und die Situation des Exporthandels würde sich, wie vorhin geschildert, gestalten.

Im Inlande jedoch werden alle Übel, welche jetzt kaum beschwichtigt sind, von neuem aufleben. Es werden langathmige Fachenquêten abgehalten und scharfe Sträuße zwischen den einzelnen Interessengruppen ausgefochten werden. Das Resultat ist immer das gleiche. Einen Theil des Preisverlustes werden die Fabrikanten auf sich nehmen, die Krise wird ihre Opfer fordern, Fabriken werden eingehen, und das Nationalvermögen wird dadurch geschwächt werden. Der zweite Theil wird dem Landwirte aufgebürdet, nachdem die Rübenpreise in der folgenden Periode erheblich sinken werden. Den dritten Theil der Last wird der Staat tragen, denn die Industrie wird ungestüm auf Erhöhung der Prämien dringen, damit sie nicht zugrunde gehe, und der Staat wird nichts anderes thun können als gewähren, soll er nicht den Vorwurf auf sich laden, sein eigenes Kind freiwillig dem Untergange überlassen zu haben. Zuletzt indes wird der Consument büßen müssen, weil sämmtliche Concessionen sich als zu gering erweisen werden, um die Fabrikanten für den tiefen Fall der Zuckerpreise auf dem Weltmarkte einigermaßen zu entschädigen; denn die Industrie besitzt nun als dritte Waffe das Kartell, und die Kartellpreise im Inlande werden steigen. Der Gegenwert aller dieser Opfer wird sich theilweise in der Bereicherung einiger vom Glücke begünstigter Zuckerfabriksunternehmungen zeigen, den größeren Gewinn werden aber die Consumenten sowie der Fiscus der zuckerindustrielosen Importländer ein-

streichen. Und dabei ist es noch zumindest zweifelhaft, ob unsere Industrie sich nach der Krise wieder werde ausdehnen können, oder ob sie das Terrain anderen, glücklicheren Rübenzuckerconcurrenten, welche die Situation besser auszunützen verstanden, werde überlassen müssen.

Spricht dies nicht für die Regelung der Prämie nach unserem Systeme, bevor sich die Concurrenzverhältnisse ins unversöhnliche verschärfen? Unsere Industrie könnte der Krise beruhigt entgegensehen und Vorkehrungen treffen, damit sie von den Concurrenten nicht überflügelt werde, denn ihr Rücken wäre gedeckt, und alle Interessentenkämpfe wären vermieden. Wohl würden die staatlichen Prämienbeiträge durch Krisenpreise vertheuert. Aber die Krise wiederholt sich erfahrungsgemäß nur in zehn Jahren einmal, und die Krisenpreise halten dann gewöhnlich nicht länger als zwei Jahre an, während die Preise der anderen acht Jahre mindestens in der Vergangenheit sich immer derart gestalteten, dass der Staat weniger als bis dahin und in manchen Jahren gar nichts zu leisten hatte; die Berechnung ergibt, dass bei Anwendung unseres Systemes jährlich im zehnjährigen Durchschnitte an Prämien bedeutend weniger verausgabt würde als jetzt.

Und sollten wir uns nicht gegen jene Übergriffe verwahren, welche Großbritannien und die Vereinigten Staaten im Bewusstsein ihrer materiellen Kraft und gestützt auf die Zweideutigkeit der Handelsvertragspraxis sich wider uns erlauben? Durch die Promulgierung der indischen Tarif-Bill brach England mit seinen freihändlerischen Principien und begab sich auf einen schwankenden Boden. Vergebens klammerten sich der Vicekönig Lord Curzon in der Sitzung des indischen Legislativrathes vom 20. März, welche den Retorsionszoll beschloss, und Hamilton sowie Staatssecretär Chamberlain in der Sitzung des englischen Unterhauses vom 15. Juni v. J. gelegentlich des Fauwler'schen Gegenantrages an den Satz, dass der Retorsionszoll dem Freihandel nicht widerspreche, weil die Prämien unvereinbar seien mit den Grundsätzen des letzteren, indem sie die Freiheit des Handels in das Gegentheil verwandeln und den Strom desselben von seinem naturgemäßen Laufe ablenken. Denn die unbeschränkte Handelsfreiheit gebar mit Hilfe der Communicationsentwicklung die unbeschränkte Concurrenz, die Herrschaft des Stärkeren, die alles an sich riss, diese aber das Extrem des Schutzes, das Kampfmittel des Schwächeren, die schrankenlose Prämienwirtschaft. Nur in volkswirtschaftlich-technischer Beziehung ist die Prämie mit dem Schutzzolle verwandt, organisch gliedert sie sich der freien Concurrenz, dem Freihandel an; sie wandelt in den

Wegspuren des Freihandels, das sehen wir in England, sie entwickelt sich in derselben Intensität als Wirkung des letzteren, die Concurrenz, zum Ausdrucke gelangt, die Geschichte der Prämien sind der Beweis hierfür. Die Prämie im Welthandel bildet kein selbständiges Werkzeug der Wirtschaftspolitik gleich dem Schutzzoll, sie folgt immer den Impulsen jener wirtschaftlichen Situation, welche das Überwiegen der Freihandelspolitik im Weltverkehre schafft, so wie sich die Reaction jeder Übertreibung an die Ferse heftet. Und man muss auch nachgerade zur Einsicht vordringen, dass es ein logischer Nonsens ist, die gleichmäßige Behandlung aller Vertragsstaaten zu verlangen und zuzusichern und, nachdem man dadurch der freien Concurrenz Thür und Thor geöffnet, gleichzeitig die Exportprämie zu verbieten. Denn im Welthandel ist — wie wir noch vor der Bestätigung der indischen Tarif-Bill bewiesen — die Prämie stets die Begleiterin der freien Concurrenz, und ist die eine ohne die andere gar nicht denkbar.

Der Nimbus der Meistbegünstigungsclausel ist geschwunden. Der Gedanke der Zollunionen nimmt immer concretere Formen an. Im fernen Westen bemühen sich die Vereinigten Staaten, die südamerikanischen Republiken zum wirtschaftlichen Anschlusse zu bewegen. Der Idee des Zollbündnisses Englands mit seinen Colonien steht die Idee der mitteleuropäischen Zollunion gegenüber. Es fehlt hier wie dort an der Initiative. Wird die Zuckerkrise die europäischen Staaten aus ihrer conservativen Erstarrung aufrütteln? Sollte Großbritannien durch die Fortsetzung seiner vertragswidrigen Retorsionspolitik die widerstandskräftige Vereinigung gewaltsam herbeiführen? Leicht kann die Zuckerprämie der Funke werden, welcher die unter der Decke der Meistbegünstigungsverträge glimmenden handelspolitischen Probleme zu hellen Flammen entfacht.



Betty Paoli.

Von **Prof. Dr. Richard Maria Werner.**

Lemberg. (Fortsetzung.)

Bitterkeit durchzieht sie; wenn sie zurückdenkt, wie alles gekommen, dann meint sie wohl (S. 170):

Um von Schaden fern zu bleiben,
Merkt auf vielbewährten Rath:
Wollt Ihr Minnespiel doch treiben,
Weil man's stets getrieben hat,

Liebt dann mit dem Augenstrahle,
Liebet mit der Phantasie,
Mit dem Geist in manchem Falle,
Aber mit dem Herzen nie!

Sie malt sich aus, wie der Geliebte in den Armen „einer reizbegabtern Frau" glüht (S. 138):

Ruhig mag ich dies erwägen,
Denn die Ahnung thut mir kund,
Was sich dann wird leise regen
Tief in Deines Innern Grund.

Wenn, durchzuckt von Deinen Küssen,
Stumm Dein Lieb im Arm Dir ruht,
Wirst Du heimlich doch vermissen
Meiner Seele Kraft und Glut.

Wenn mit heitern Frühlingsscherzen
Sorglos froh sie zu Dir spricht,
Wird Dir's flüstern tief im Herzen:
„Diese kennt die Liebe nicht!

Kennt sie nicht, so wie sie kannte
Jenes unglücksel'ge Weib,
Dessen Lieben flammt' und brannte,
Still verzehrend Seel' und Leib!

Ist's auch süß, sich hier zu sonnen
In der Schönheit Maienlust:
Um die tiefsten Qualen, Wonnen
Hat doch jene nur gewusst!"

Strahlend wird ins Aug' Dir brechen
Meines Herzens Glorienzier,
Und so wird mich treulich rächen
Einst Dein eigen Selbst an Dir.

Die Liebende hat noch nicht verzichten gelernt, sie blickt mit Eifersucht auf die Nachfolgerin; sie fühlt erst jetzt, da sie den Geliebten verloren hat, wie sehr sie ihn liebte (S. 171). Bald aber beginnt sie den Treulosen zu entschuldigen (S. 217):

Was Du an mir gethan, als schlecht muss ich's erkennen:
Doch bin ich weit entfernt, Dich selber schlecht zu nennen.

Denn jene That kam nicht aus Deiner Wesenheit,
Und Du begiengst sie erst nach langem innren Streit.

Und hätt'st Du treu befolgt Dein innerstes Verlangen,
Des Herzens echten Trieb, sie wäre nicht begangen.

Thor, der den gift'gen Pilz mit Müh zu heften sucht
An seines Wesens Stamm, dem fremd so schlimme Frucht!

Ja sie erkennt allmählich seine That als die nothwendige Folge der Verhältnisse sowie ihrer Charaktere; echt weiblich nimmt sie einen Theil der Schuld auf sich, um den Geliebten zu entlasten (S. 223 f.):

Gefährte mir zu sein auf sel'gem Liebeszug,
War Dein Gemüth nicht schwach und war nicht stark genug.

Nicht schwach, um willenlos sich mir zu überlassen;
Nicht stark genug, mein Selbst gebieterisch zu fassen.

Du wusstest weder Herr noch Sclave mir zu sein,
Und so blieb einsam ich, und so bliebst Du allein.

Und da findet der Mund, der sich zum Fluchen öffnete, heiße Segenssprüche für den Geliebten (S. 172 f.):

Ich hab' für jede Kränkung,
Die Du mir angethan,
Für Dich ein Gebet entsendet
Zum Herrn der Welt hinan.

Ich hab' das Wort des Fluches,
Womit Du mich gehöhnt,
Mit Segen Dir vergolten,
Im Innersten versöhnt.

Ich hab' für Deine Härte
Ein Lächeln stets gehabt
Und immer nur ganz heimlich
An Thränen mich gelabt.

Und hätt'st Du nicht so schmerzlich,
So tödlich mich betrübt:
Ich glaube fast, ich hätte
Dich nicht so heiß geliebt.

So dienen wohl die Stürme
Mit ihrem wilden Graus,
Die Perle zu erzeugen
Im dunkeln Muschelhaus.

Am ergreifendsten hat Betty Paoli diesen Umschwung in dem Gedichte „Beruhigung" (S. 186 f.) ausgesprochen:

Dir zürnen, dass Du mich verlassen?
Beim Himmel, nein! Wie sollt' ich das?
War's Deine Schuld, mich nicht zu fassen?
Verdient ein blinder Irrthum Hass?

Besäße Dein Gemüth die Schwingen,
Zu schweben auf des meinen Spur,
Dann ließest Du mich Dir entringen
Mit Deinem eignen Leben nur!

Wen also hätt' ich anzuklagen?
Dich, dass Dein Herz so schwach und klein?
Davon kannst Du die Schuld nicht tragen!
Wie Du's empfangen, blieb es Dein.

Fahr hin! Als der Vergebung Blüte
Rankt sich der Wunsch noch himmelan,
Dass Gott fortan Dein Glück behüte,
Weil's meine Liebe nicht mehr kann.

Die Dichterin unterjocht ihr Weh (S. 219), treu gegen sich selbst (S. 247), und wenn sie früher (S. 33 ff. 60 f.) ihr Dichten als einen Fluch empfand, jetzt wird ihr der „Dichtervorzug" klar (S. 111 f.), „dem Dichterherzen ist das Unglück Segen." Wenn sie aber auch, eine neue Cleopatra (S. 52 f.), stolz die „Schmerzensschlange" an die Brust drückt, sie sehnt sich trotzdem nach einem anderen Aufenthaltsort, wohin, gilt ihr gleich (S. 168):

Wenn ich nur von der Stätte fern,
Die Thränen nur befeuchten,
Wo untergieng mein Hoffnungsstern
Nach allzu kurzem Leuchten!

Wenn ich nur fern dem todten See
Von thöricht eitlem Trachten
Und jene Augen nicht mehr seh',
Die mich so elend machten!

Sie nimmt Abschied (S. 98) von ihrem bisherigen Wirkungskreise und zieht fort.

Auf dieser Reise trifft sie neuer Schmerz — ihre geliebte Mutter stirbt, ehe sie den Boden der Heimat wieder betreten hatte (S. 41); Betty Paoli verliert die letzte Stütze und weiß nun:

Seit Du hinweg gegangen,
Wer liebt mich noch wie Du?

Noch oft kehrt die Dichterin in ihren Gedanken zu diesem traurigen Erlebnis zurück, bald um zu versichern, dass die Geschiedene weiter lebe, solange sie selbst noch im Lichte weilt (Neue Gedichte S. 256 f.), bald um die todte Mutter zu beneiden, dass sie im sicheren Hafen eingelaufen, in der Gruft Schmerz und Trauern verschlafen kann (Nach dem Gewitter S. 126). Oder sie ruft sich das Ende der Theuern selbst vor die Seele in einem Gedichte, das einst zu den beliebtesten Declamationsstücken zählte (Gedichte S. 104 f. Auswahl S. X f.), „Dunkle Einsamkeit:"

Als meine Mutter krank und nah der letzten Reise,
Da ward verändert viel auf mannigfache Weise.

Zuerst befahl der Arzt, die Blumen wegzutragen,
Die gerne sie gepflegt in frühern bessern Tagen.

Dann ward dem Tageslicht der Eingang auch verwehrt —
Es hieß, damit die Ruh' der Kranken ungestört.

Und als der Priester kam, die Hostie ihr zu reichen,
Da musste selbst ihr Kind aus ihrem Zimmer weichen.

So, losgerissen längst und längst schon im Entschweben,
Verhauchte sie zuletzt nur einen Schein von Leben.

Auch mir ward nach und nach Duft, Licht und Lieb' genommen,
Ich lieg' in stiller Nacht — wird wohl der Tag bald kommen?

Aus Enttäuschung und Heimsuchung, also aus gar dunklem Grunde entspross für die Dichterin die Poesie; da ist's nicht verwunderlich, dass ihre „Gedichte" vom Jahre 1841 so reich an Schmerz waren. Wir können auch vermuthen, dass es nicht ohne Kämpfe abgieng, dass man der Dichterin die Bahn nicht ebnete, sondern eher recht mühsam machte, wenigstens beklagt sie jeden, dem „die räthselhafte Kraft des Sanges Gott in die Brust gelegt" (S. 60 ff.):

Er muss es sehen, wie sein Trachten
Den andern halber Wahnsinn scheint,
Wie sie den Genius verachten,
Den einen Engel er vermeint!

Sie hat es erfahren, dass der Erfolg, wenn er sich einstellt, schwer erkauft wird, „zwischen früherer Schmerzen Klippen" „seiner Freude Sphinx entseelt liegt."

Betty Paoli hat in ihrem Lebensbilde „Auf- und Untergang" (Die Welt und mein Auge III, S. 197 ff.) das Schicksal der französischen Dichterin Elise Mercoeur (geb. 24. Juni 1809 zu Nantes, gest. 7. Januar 1835 zu Paris) behandelt, dabei aber, wie man jedem Worte dieser Novelle nachfühlt, die eigenen Erfahrungen als Modell benützt. Wir gehen kaum weit fehl, wenn wir die wichtigsten Seelenkämpfe, die hier eine andere Elisabeth durchzumachen hat, als Erlebnisse der deutschen Elisabeth Glück, genannt Betty Paoli, ansehen. Vielleicht hat sie gerade wie ihre Mercoeur anfangs ihr Dichten vor ihrer Mutter verbergen müssen, weil diese für die Gesundheit der Tochter fürchtete. Vielleicht ist folgendes Gespräch der Natur abgelauscht (S. 202 f.):

„Du hast wieder gedichtet?"

„Nein, liebste Mutter! Es hat in mir gedichtet."

„Hast Du' vergessen, wie oft ich Dich bat, diese Bestrebungen aufzugeben, bei denen kein Zweck abzusehen ist? Wohin können sie Dich führen?"

„Wohin? . . . Vielleicht zum Ruhm! . . .“
„Der Ruhm ist für uns Frauen nicht gemacht.“
„Warum nicht, wenn wir für ihn gemacht sind?“

Und da nun die Mutter über ihren Hochmuth schilt, erwidert sie lebhaft: „Nein, Mutter, ich bin nicht eitel, nicht hochmüthig, gewiss! ich bin's nicht. Was kann ich dafür, dass sich tausend Gedanken und Bilder in meinem Geiste drängen, dass es mich manchmal wie ein Fieber ergreift, von dem ich nur genesen kann, wenn ich mir durch ein Lied Luft mache? O, wüsstest Du, wie frei dann meine Brust, wie hell mein Auge wird, wie ich mich erhoben, erleuchtet, recht im Mittelpunkt alles Lebens fühle: Du würdest mir mein Glück gewiss nicht missgönnen! Sieh! es steht ja nicht erst seit gestern so mit mir. Erinnere Dich, wie ich noch ein kleines Mädchen war und zu Deinen Füßen saß und Dir die langen Geschichten erzählte, die ich von niemand gehört hatte, die mir zugekommen waren, ich wusste selbst nicht wie; denk an die Zeiten, wo ich mit den Vögeln und Blumen die eindringlichsten Gespräche führte und den Bann lösen wollte, der sie in dieser Gestalt hielt, denn sie schienen mir schöne verzauberte Menschen, deren Sprache ich verstand wie sie die meine! Und noch jetzt fühl' ich mich ihnen verwandt; Du glaubst nicht, wie innig unser Verkehr ist, mit welchen süßen Lauten sie an mein Herz dringen. Lass mich ihnen mit meinen Liedern antworten, mit welchen Freundesaugen sie mich ansehen! Lass mich mein tiefstes Wesen frei entfalten! Du fragtest mich vorhin, wohin mich mein Dichten führen solle. Weil Du mich nach Irdischem fragtest, musste ich mit Irdischem antworten.“ Sie erkennt den Ruhm als das Höchste, Herrlichste an. „Und dennoch! Wüsste ich auch, dass, wenn meine Lippe verstummt, niemand meine Lieder mehr singen wird: ich müsste sie doch dichten.“ Niemals hat sie über ihren Dichterträumen die Wirklichkeit vergessen. „Habe ich . . . wenn ich auch die schönsten Entwürfe, die mich um Form und Gestaltung anflehten, im Kopfe trug, darum je eine meiner Schülerinnen beeinträchtigt, eine Unterrichtsstunde abgekürzt, die Regeln des unglücklichen participe passé minder gewissenhaft erklärt, die griechische und römische Geschichte minder genau vorgenommen? Und wenn ich mich nun den ganzen Tag abgemüht habe, meinen kleinen Zöglingen alle diese Weisheit einzuimpfen: warum sollte ich in meinen freien Stunden nicht auch eine Freude haben?“

Auch Elisabeth Glück hat wie die Elise Mercoeur der Novelle, „kaum sechzehn Jahre alt, mit den Früchten ihrer Anstrengungen,

ihres Fleißes" ihre Mutter ernährt; vielleicht hat sie ihr ebenso die Erlaubnis zu dichten abgerungen.

Betty Paoli erzählt dann, wie Elisa ihre Freundin Adele besucht und dieser gesteht, dass ihr heute ein schönes Gedicht gelungen sei. Adele kann Elisas Glück hierüber nicht begreifen, da sucht ihr's Elisa zu erklären.

„Sieh!" sagt Elisa, „Leben ist Glück, und Dichten heißt tausendfach leben, heißt sich im Herzen der Welt fühlen, zum Krystall werden, in dem sich die Schöpfung spiegelt, zum selbstbewussten Ton in dem großen Hymnus des All . . . O, könnte ich die süßen Schauer schildern, mit denen der Geist den Thautropfen, der zur Perle werden soll, zuerst in sich empfängt, wie er ihn dann schweigend in sich hegt und pflegt, bis die Stunde gekommen und die Muschel sich öffnet! Die andern Menschen, was sie auch treiben mögen, arbeiten nur und geben, wenn's hoch kommt, allen Dingen neue Form; der Dichter allein schafft und entrafft dem Nichts ein All. Und wie es selig macht, den letzten, tiefsten Grund seines Wesens auszusprechen, alle Liebe und Verehrung, deren Überfülle das staunende Herz bedrängt! Nie empfand ich es tiefer als heute; ich schrieb ein Gedicht an Chateaubriand, meinen hohen Freund, den ich nie gesehen, meinen großen Lehrer, der nichts von mir weiß, meinen König, vor dem ich mich in freudiger Demuth beuge. Lange, lange trug ich diese Last von Dankbarkeit und Ehrfurcht auf dem Herzen, ich konnte das rechte Wort nicht finden; jetzt hab' ich es gefunden, meine Brust hebt sich frei und leicht, und ich bin glücklich."

Wir brauchen nur statt Chateaubriand: Lenau zu sagen, dann passt die ganze Stelle auf Betty Paoli, der auch (Gedichte S. 152) ein Gedicht an Lenau gelang.

Die praktische Adele räth nun, eine Sammlung von Elisas Dichtungen zu veranstalten und an den Literaten Mellinet in Paris, ihren Onkel, zur Prüfung und, wenn möglich, zur Veröffentlichung zu senden. Das geschieht. Mellinet lässt lange nichts von sich hören, was Elisa ungleich leichter nahm als die peinlich ordnungsliebende Adele. Elisa war eben (S. 222) „wie alle echten Dichternaturen der Gewalt des Augenblickes unterworfen. Ihre Lieder waren Offenbarungen ihres tiefsten Seelenlebens; war aber das Geheimnis einmal ausgesprochen, so war sie damit fertig, und was sie in früheren Tagen gedichtet, stand kaum mehr in einer Beziehung zu ihr. Ihr letztes Gedicht war ihr immer das liebste, bis es von einem neuen verdrängt

ward, was bald zu geschehen pflegte, den Elisas großem Talent war zugleich eine ungewöhnliche Productionskraft beigegeben. So lebte sie harmlos und glücklich, tagsüber ihrem mühsamen Beruf mit fröhlichem Fleiße sich hingebend und in einsamen Stunden dem Genius lauschend, der immer lauter und sieghafter in ihr sprach".

Endlich nach Monaten bringt die Post ein Paket, darin das Büchlein „Gedichte von Elisa Mercoeur" und ein Billet Mellinets voll Anerkennung und Lob, aber aus Chateaubriands Munde als Dank für die Widmung des Büchleins die Worte: „Lange hat mich nichts in dem Maße ergriffen wie die Naturlaute in den Liedern dieses jungen Mädchens." Auch Honorar liegt bei. — Hat vielleicht der Wiener Literat Warrens, der sich Betty Paolis annahm, bei ihr dieselbe Rolle gespielt wie Mellinet bei Elise Mercoeur, hat sich vielleicht Lenau[1]) ebenso lobend über die ihm gewidmeten „Gedichte von Betty Paoli" ausgesprochen wie in unserer Novelle Chateaubriand über die Gedichte von Elisa Mercoeur? So viel wissen wir, dass der Erfolg beider Bücher mit den Worten der Novelle (S. 234) gekennzeichnet ist: „Indessen hatte Elisas Buch in Paris (Wien) eine Anerkennung und Theilnahme gefunden, die selbst Mellinets hochgespannte Erwartungen übertraf. In allen Salons war die Rede von diesen mit allem Zauber frischer Jugend und tiefer Innerlichkeit ausgeschmückten Gedichten; in allen Tagesblättern ward der Verfasserin warmes, unbedingtes Lob gespendet und eine glänzende Zukunft prophezeit. Wonach andere mühevoll und oft erfolglos jahrelang ringen, war dem ersten Versuch des jungen Mädchens geworden, ohne Intriguen, ohne Camaraderie, bloß durch die Gewalt des Talents und die Wahrhaftigkeit der Empfindung."

Marie v. Ebner-Eschenbach hat in ihrem Nachrufe (Auswahl S. X) mit Recht hervorgehoben, dass uns Heutigen ein Erfolg wie

[1]) In den von Anton Schlossar eben herausgegebenen Briefen Lenaus an Emilie v. Reinbeck (Stuttgart 1896, S. 167) findet sich folgende Äußerung ddto. Wien, 6. October 1842: „Betty Paoli hat mir ihre mir gewidmeten Gedichte nebst einem Briefe zugesendet, so voll berauschenden Lobes und warmer Gesinnung der innigsten Theilnahme, dass ich fast einige Augenblicke äquilibrieren musste, um nicht von einem selbstüberschätzenden Taumel ergriffen zu werden. Doch ich bin gerettet; nicht bloß bei meiner Geige bin ich mir der falschen Griffe und des Gefitschels bewusst. — Ich habe die Dichterin besucht und fand sie sehr liebenswürdig und vernünftig. Leider konnte ich aber meiner gewohnten Verschlossenheit nicht dasjenige Maß von Freundlichkeit zur Gegengabe abgewinnen, das die gute, edle Seele verdient hätte. O ihr vortrefflichen Frauenseelen, leset meine Lieder, aber lasst mich selbst knurrend im Winkel liegen!"

jener von Betty Paolis erster Sammlung unerhört erscheint. „Wer begreift heute noch, dass ein Band reinster Lyrik ohne politische, religiöse, nationale Färbung seine Verfasserin mit einem Schlage berühmt machen konnte, nicht in der oder jener Coterie, sondern in allen Kreisen und im ganzen Vaterlande?" Sie gibt uns also die Gewähr, dass wir Betty Paolis Erzählung als eine Art Selbstbiographie auffassen können, freilich mit gewissen Einschränkungen.

❦

Was hat nun den ungewöhnlichen Erfolg von Betty Paolis Gedichten veranlasst?

Es geht durch das ganze Buch die sengende Glut echter Leidenschaft, es weht, um mit der Dichterin zu sprechen, der Samum des Schmerzes durch die Blätter; alles erweckt den Eindruck vollster Wahrheit, alles scheint durchaus erlebt. Einen ganz besonderen Vorzug kann man aber darin erblicken, dass ausschließlich das Weib zu Worte kommt. Betty Paoli hat auch nicht in einem einzigen Verse die Maske vor dem Gesicht, immer spricht das Weib, immer Erlebnisse, Erfahrungen, Gedanken mit der eigenthümlichen Färbung eines nach Selbstbefreiung ringenden Frauenherzens. Dies geht so weit, dass man unwillkürlich veranlasst wird, alles in den Gedichten als wirkliches Erlebnis zu fassen, wobei man die Kunst nicht verkennt, die so rein, so klar und schmucklos das Erlebte herauszuarbeiten verstand. Gerade eine pathetische Frauennatur war der Gefahr nahe, dem Rhetorischen zu verfallen; Betty Paoli ist jedoch merkwürdig schlicht, bloß einige freilich mitunter etwas gesucht geistreiche Bilder und Vergleiche werden gebraucht,[1]) der Ausdruck wird nur wenig gehoben und umschließt mit treffenden Worten die Gedanken so eng, dass die Prosa nicht knapper, nicht durchsichtiger sein könnte. Die Form ergibt sich auch in ihren schwierigeren Gestaltungen, im Sonett, im Ghasel, ganz von selbst, leicht und graziös; die Reime stellen sich willig und reichlich ein; die Versmaße sind mannigfaltig und in ihrem getragenen Ton dem Inhalte durchaus entsprechend; ein echt musikalischer Rhythmus durchzittert die Gedichte. Alles vereinigt sich, um die Verse als einen nothwendigen

---

[1]) Am wenigsten unserem Geschmack entspricht das Bild vom Upasbaum (Gedichte S. 109. Neue Gedichte S. 137 2c.); auch der „Samum", die „Sahara", die „Pyramiden", „Minotaurus" sind etwas gesucht. Sehr liebt die Dichterin den Vergleich der Leidenschaft mit dem Meere, das Bild vom blitzversehrten Baum oder Strauch, von der Muschel und der Perle, vom Parsen und seinem heiligen Feuer, von der Priesterin, von Maria und Martha, von Blume und Thau, von der Rose, von der Schlange.

Erguss einer leidenschaftlich fühlenden, groß denkenden, fein besaiteten Frauennatur erscheinen zu lassen. Was uns aus dem Büchlein anblickt, ist ein Menschenschicksal, ein Frauenschicksal.

Dieses Ungesuchte, Natürliche, Nothwendige bei allem Pathos, aller Tonfülle, wie sie die Zeit verlangte, muss in jenen Tagen ausschließlich literarischen Lebens den ungewöhnlichen Erfolg der ersten Sammlung bedingt haben. Die Zeitgenossen lernten ein Individuum kennen, ein Weib, das seine traurigen Erfahrungen gesammelt hatte, das ein Ich mit ganz ausgeprägten Zügen darstellte, dabei aber den Zeitcharakter nicht vermissen ließ. Sie sahen also, wie sich in einem Frauengemüthe die gedrückte, trübe, schmerzselige Stimmung jener Tage festsetzt und ausbildet. Sie konnten mehr, als wir es heute vermögen, das Schmerzliche nachfühlen, das die Dichterin allenthalben enthüllte (S. 230), ihnen war jener Pessimismus vertrauter als uns, der sagen kann (S. 241):

> Was ist des Menschen Lust, was ist des Menschen Scherz?
> Ein leisrer Nachhall nur von halbverklungnem Schmerz!

Jenes verzweifelte Bangen und Grübeln: Wofür all die Leiden (S. 190 f.)? Alles ist ja nur ein „Schattenbild" (S. 229 f.). Nichts Festes als das Weh! wie sehr entsprach es der damaligen Zeit! Der Traum erscheint der Dichterin als das eigentliche Leben, das Leben selbst aber als der Tod ihrer Seele (S. 47); sie lebt ein täglich Sterben (S. 35), ja eigentlich lebt sie gar nicht, denn auf Erden wallt sie als fremder Gast umher (S. 33), nur in den Freuden ihres Dichtens zuhause; nichts im Leben kann ihr jene Wonne bieten, die ihr im Lied, im Traum „so himmlisch hold erblühet" (S. 35). Wenn sie klagt, so ist das nur Sehnsucht nach jener besseren Heimat, die sie im Traume besucht; auf Erden lebt sie „im Kerker", und was ihr an Prüfung beschert ward, „ist Lieben und Dichten und Beten" (S. 47). Betty Paoli hat inniges Gottesvertrauen errungen (S. 129, 231, 240), sie ist indes weit entfernt von Frömmelei, denn ihr „Hoffen" auf Gott (S. 231) ist ein Resultat ihres Kampfes, ein Preis für ihre Schmerzen:

> Ich hab' genug gelebt, das Leben nicht zu scheuen,
> Gelitten auch genug, mich auf den Tod zu freuen (S. 232).

Wenn sie klagt, so will sie nicht Mitleid wecken, nur mit Stolz zeigen, „wie viel ein Menschenherz vermag zu tragen" (S. 113):

> Gern sprech' ich von dem Weh, das mich einst tief gebeugt,
> So wie ein Sieger stolz die Ehrennarben zeigt (S. 232).

Weil sie verzichten gelernt hat, ward ihr Fassung zutheil; nicht leicht hat sie diese Stufe der Entwicklung erklommen, sie musste durch Schmerz und Freude, durch Ekel und Verzweiflung, durch Hoffnungslosigkeit und Herzensöde hindurch, doch sie ist zum Gipfel gelangt, der freilich noch nicht „das“ Ziel, wohl aber ein bedeutsamer „Meilenstein“ ist (S. 233). Was sie lernte, das deutet ihr Spruch (S. 234) an:

„Ich kann nicht!“ rufst Du aus? Das heißt bequem verzagt!
Sprich, hast Du denn auch schon einmal „Ich will!“ gesagt?

„Ich kann, was ich muss! Ich will, was ich muss! Ich weiß, was ich will!“ diese drei Momente rühmt die Dichterin (S. 178 f.) von sich selber:

Strebst Du dem Höchsten nach, wird Höchstes Dir gelingen;
Denn was Du denken kannst, das kannst Du auch vollbringen.

Betty Paoli zeigt sich als eine kräftige Natur, die vom Schmerz zwar tief gebeugt, doch nicht gebrochen werden kann. Allerdings wandert sie meist noch in den Niederungen, die dicht mit Wolken und Nebeln bedeckt sind, aber schon reißt mitunter die graue Decke, wenigstens auf einen Augenblick erscheint der blaue Himmel, eröffnet sich eine Aussicht auf sonnigere Gefilde. Das letzte Wort des Bandes heißt „versöhnt“ (S. 249).

Ein fertiges, in sich abgeschlossenes, auf sich gestelltes Weib war Betty Paoli, als sie mit ihrer ersten Sammlung auftrat. Ihr drohte nicht mehr die Gefahr der Unweiblichkeit·

Unweibliche Idee? Wie Ihr doch thöricht sprecht!
Was hat der Geist denn wohl gemein mit dem Geschlecht?

Wohl aber lag in ihr der Keim zu einer anderen Krankheit, sie konnte sehr leicht zur Gefühlszerdenkerin werden, ihr Grübeln, Sinnen und Selbstbelauschen konnten den natürlichen Ausbruch des Gefühles verhindern. Gerade bei einer so tief angelegten Persönlichkeit konnte das immerwährende Insichhineinhorchen verderblich werden. Und ihr einsam zwiespältiges Leben musste die Neigung zu stiller Gedankenarbeit nur verstärken. Sie musste ihr Fühlen vor der Umgebung verbergen und ihrer Liebe „Flammengruß erst in Reim und Verse bringen“,

Um ihn vor der Menschen bösem Willen
Zu verhüllen! (S. 120 ff.)

Wie leicht konnte das Nachgrübeln über ihr Fühlen in ihrer Abgeschiedenheit zur Blutlosigkeit des damals so sehr grassierenden Geistreichelns führen! Hier griff das Leben ein.

Betty Paoli erzählt von ihrer Geistesverwandten, ihrem französischen Ebenbild, Elisa Mercoeur, dass Chateaubriand und eine Herzogin von L. die Dichterin veranlassen, nach Paris zu ziehen, wo sie von allen Seiten mit Aufmerksamkeiten überschüttet wird. Sie schildert (a. a. O. S. 261 f.) ihrer Freundin Adele ihr Auftreten in Paris: „Täglich erhielt ich dringende Einladungen und musste meine Gedichte in den vornehmsten Zirkeln von Paris vorlesen. Jung und thöricht, wie ich damals war, glaubte ich, diese Auszeichnungen gälten mir, meinem Talent; ich ließ mir's nicht träumen, dass ich diesen großen Kindern nichts sei als eine neue Puppe, ein neues Spielwerk, das ihnen den Gang der Stunden verkürzte, ein neues Opfer, das dem Minotaur ihrer Blasiertheit hingeworfen ward. Weil sie mich priesen, glaubte ich, dass sie mich verständen! . . . Ich war froh und geschmeichelt." Sie zog sich aber bald aus der lärmenden Geselligkeit des Salonlebens zurück, denn sie brauchte Ruhe und Sammlung. „In der Stille meines Zimmers dichtete ich und suchte mein Talent vollkommner zu entfalten; ich schrieb, wenn mich mein Geist dazu trieb, las, gieng ins Freie, sah einige Freunde, und es vergieng kein Abend, an dem ich Gott nicht für das Los dankte, das er mir bereitet hatte. Damals, ja, damals war ich glücklich!" Aber ein Umschwung trat ein, da Elise Mercoeur ihre Staatspension nach der Julirevolution verlor; nun musste sie arbeiten. „Bisher," so sagt sie, „war mir die Poesie eine Freude, ein Segen gewesen, womit mich Gott begnadet; jetzt hatte sie einen materiellen Zweck, eine äußere Nothwendigkeit und hörte auf, eine himmlische zu sein. Ich musste die Lieder, die eine geheimnisvolle Stimme in mir sang, unterdrücken, um mich mit Arbeiten zu beschäftigen, zu denen mich kein inneres Bedürfnis trieb, die kein Resultat meines Lebens, die nicht Blut von meinem Blute, die nichts waren als mühseliges Tagewerk." Sie musste schreiben, wenn sie auch ihr Gehirn erschöpft, ihren Geist abgestumpft fühlte und ihr müdes Haupt entmuthigt auf den Schreibtisch sinken ließ.

Diesen literarischen Frohndienst hat auch Betty Paoli kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, da sie bei angesehenen Zeitschriften und Zeitungen als ständige Mitarbeiterin, Recensentin und Burgtheaterreferentin in Stellung war. Allein stärker als Elisa Mercoeur, widerstandsfähiger und gefestigter, hat sie keinen Schaden an ihrer Gesundheit genommen und ist trotz ihrer frühen Todesahnungen eine hochbetagte Frau geworden.

Mit unverwüstlicher Productionskraft ausgestattet, hat sie in den Jahren nach ihrem ersten Auftreten eine weitumfassende literarische

Thätigkeit entfaltet, der aber nur so weit gefolgt werden soll, als sie ihrem eigentlichen, ihrem Dichterberuf galt. Hier zeigte Betty Paoli einen stetigen Fortschritt, ein allmähliches Reifen zu immer größerer Klarheit.

❦

Schon zwei Jahre nach der ersten erschien die zweite Sammlung, die charakteristisch „Nach dem Gewitter" betitelt war (Pest 1843, G. Heckenast) und die Widmung „An * * *" trug, an den falschen, treulosen Geliebten:

Diese Lieder, meinem tiefsten Sehnen,
Meines Innern wahrstem Born entflossen —
O, was sind sie als verhüllte Thränen,
In verschwiegner Nacht um Dich vergossen?!

Die Dichterin steht noch im Bannkreise ihrer zweiten Liebe, sie gibt weitere Blätter aus dem Gedichtenkranze, mit dem sie den Geliebten umwand. Ähnliche, ja die gleichen Motive kehren wieder, die schon in der ersten Sammlung behandelt worden waren; dabei vollzieht sich eine gewisse Vereinfachung. Die Dichterin ist noch kürzer, gedrängter. Wenn sie früher den Geliebten (Gedichte S. 109) warnte, ihr ewige Liebe zu schwören, oder ihn anflehte (Gedichte S. 10 f.), ihr Herz nicht zu wecken, es sei denn zum Glück, so braucht sie mehrere Strophen, braucht sie ein ausgeführtes Bild, jetzt (Nach dem Gewitter S. 17) genügen zwei Strophen, und nur der directe Ausdruck bleibt. Als Gegenstück zu dem (oben S. 99) abgedruckten „Genügen" sei aus der zweiten Sammlung folgendes formschöne Gedicht (S. 21) citiert:

Es ist der Kelch der Rose
In Purpurglut getaucht,
Es ist der Kelch der Rose
Von Duft durchhaucht.

Mein Herz ist eine Rose,
Die Lieb' sein Purpurflor;
Als Düfte steigen Lieder
Daraus empor.

Lass meine Herzensrose
In Liebe und Gesang
Für Dich erglühn und duften
Mein Leben lang.

Noch reiner lyrisch als in der ersten Bearbeitung erscheint jetzt das Motiv; nur der Vergleich, nur die einzelnen Momente sind erwähnt, der frühere geist- und gemüthvolle, aber dabei verstandesmäßige Schluss:

Pflanzen lass die Rose mich
In den Staub vor Dir,
Nicht zum Schmuck und Stolz für Dich,
Doch zur Wonne mir!

hat in unserer Fassung keine Analogie mehr.

Während die erste Sammlung mehr den unmittelbaren Ausbruch der Leidenschaft brachte, kommt in der zweiten mehr die Kunst zu Wort. Schon äußerlich zeigt sich dies. Die „Gedichte" waren zusammengeraffte Blätter, ohne Ordnung, ohne künstlerische Rundung aus einem reichen Vorrath herausgehoben. Die Sammlung „Nach dem Gewitter" sucht kunstvoll zu gliedern, mannigfaltig und dabei doch einheitlich zu componieren. Lieder unter dem besonderen Titel „Astern" werden vorangestellt; sie stammen aus dem Beginn und der glücklichen Zeit des Liebesbundes. Die thatsächlichen Umstände sind die nämlichen wie in den „Gedichten"; die Liebenden lernen sich kennen, das Weib bangt vor dem entscheidenden Worte, freut sich dann im Gefühl des Beglückens; wie „ein Weib im Witwenschleier" das Kind, so liebt sie ihn (Gedichte S. 135. Nach dem Gewitter S. 6); nur des Abends sehen sie sich (S. 10); er ist Dichter (S. 22), Held (S. 13); der Verbindung stehen Hindernisse entgegen, die eine vorübergehende Trennung nöthig machen (S. 30) — man sieht, die Dichterin hat nicht erdichtet, sondern aus einem wirklichen Verhältnisse heraus geschaffen. Das Magdalenenhafte des liebenden Weibes (S. 18) gibt ihr eine keuschleidenschaftliche Huldigung ein wie in nachstehenden zwei Strophen (S. 48):

Lass mich vor Dir niedersinken,
Blicken in Dein Angesicht;
Lass mich ätherdürstend trinken
Deines Auges reines Licht;

Lass mich Dir begeistert singen
Einen letzten Erdengruß,
Meine Arme um Dich schlingen
Und vergehn an Deinem Kuss!

Schon in den „Gedichten" war vorübergehend Liebe mit Gottesvertrauen vereinigt erschienen (z. B. S. 193 und im „Tagebuch" S. 207 ff.), aber erst in der zweiten Sammlung wird dies zu einem charakteristischen Zug im Porträt der Dichterin; nicht nur wie früher nach der Enttäuschung, mitten im Schmerz und nach mühsam errungener Entsagung, nein, mitten in Glück und Seligkeit legt sie ihr Los „in Gottes Hand" (S. 7), sieht sie in ihrer Liebe ein Wunder Gottes (S. 31), durch den Geliebten wird sie „mit Gott und sich versöhnt" (S. 37). In einem kindlich schönen Abendsegen (S. 39):

Im tiefsten Innern
Ein süß Erinnern

Und einen Gruß
Zum Tagesschluss!

Dass Gottes Güte
Mein Glück behüte,
Dass seine Treu
Stets mit Dir sei;

Dass Deine Seele
Sich mir vermähle
Auf ewiglich,
Das bete ich.

Auf ihn nur zähl' ich,
Uns beid' empfehl' ich
Fromm seiner Wacht —
Nun gute Nacht!

und in einem echt weiblich frommen Liebesgeständnisse (S. 41) zeigten sich Liebesglück und Gottesgefühl am schönsten verschmolzen:

Was Du mir bist? O, frage Blumenkelche,
Was ihnen wohl der Thau, der sie besprengt!
Die letzte Faser bist Du mir, durch welche
Mein Herz mit Gott zusammenhängt.

Der Mittler bist Du mir, der von Zerwürfnis
Und innerm Kampf mein wundes Herz befreit,
Bist meines Lebens heiligstes Bedürfnis,
Mein Antheil an der Seligkeit!

Wurden als „Astern" nur die Lieder des Glückes zusammengebunden, so bringen die „Abendstunden", wie eine zweite Reihe von Gedichten in der neuen Sammlung heißt, hauptsächlich die Lieder voll Schmerz und Weh. Die Dichterin ahnt, dass ihr Glück nicht andauern könne, wünscht aber, wenn es endet, rasch die volle Wahrheit zu erfahren (S. 79 f.). Das „Schicksal" trennt den Bund, den Gott vereinigt hatte (S. 78), die Trennung ist schmerzlich (S. 82), doch die Erinnerung, dass es ein solches Glück gegeben hat, wird zum Troste. Sie glaubt wohl, bald zu sterben — wenn seine Liebe noch so lange bei ihr aushielte (S. 91)! Das Sehnen nach dem Tode, eine tiefe Erschöpfung, der allein im Grabe Vergessen und Ruhe werden könnten, sie durchziehen die Gedichte (S. 89, 91, 92 f., 94); am liebsten möchte sie im Wald, am einsamen Quell das Grab finden (S. 113 ff.), aber die Pflicht für eine andere, jedenfalls für die Mutter, hält sie zurück; ganz ebenso vergällt der Dichterin Elisa Mercoeur in Betty Paolis Novelle nur der Gedanke an die Mutter die letzten Stunden. In ihrem Schmerze sucht die Enttäuschte wohl Zuflucht bei der Mutter (S. 108), sie vermag jedoch ihre „Verstimmung" nicht zu unterdrücken (S. 103):

Im Herzen Kummer, Bleigewicht
An meiner Seele Schwingen,
Vor meinen Augen Nebel dicht —
Und dabei soll ich singen!

Im Geiste sehnsuchtheißen Drang,
Tief ungeduld'ges Streben
Nach freudenvollem Untergang —
Und damit soll ich leben!

Die „Ermattung" (S. 104) ist zu groß:

Ich wollt', es wäre Schlafenszeit,
Des Tages mühvoll Werk vollendet
Und mir dafür als Preis gespendet
Tief selige Vergessenheit!

Was kümmert mich des Lebens Streit?
Ich habe nichts mehr zu erringen,
Gelähmt sind meiner Seele Schwingen —
Ich wollt', es wäre Schlafenszeit!

Wie Frost und Eis die Natur, so hat die trübe Erfahrung ihre Seele gefangen gesetzt, darum sehnt sie sich nach dem Frühling (S. 67 f., 105 f.), als müsste er ihr „Retter" werden; aber sie ruft nicht gleich Geibel ein zuversichtliches „Es muss doch Frühling werden", sie kann nur verzweifelnd „wie des Blaubarts Weib" ihr Auge fragen: „Siehst Du noch nichts?" und erhält die niederschmetternde Antwort: „Noch nichts."

Einer solchen gedrückten Stimmung müssen jene Formen entsprechen, die an sich schon etwas Geschlossenes, Insichgekehrtes haben, und so finden wir unter den „Astern" wie unter den „Abendstunden" Ghaseln, Stanzen und Strophen, die mit ihrer Reimverschlingung an die beiden Stollen des Sonetts erinnern. Das Nachsinnen, Vorsichherträumen der Dichterin gefällt sich in jenem eigenthümlichen Gang, den wir an der sogenannten Priamel gewöhnt sind: eine Reihe von scheinbar unzusammenhangenden Sätzen erhält erst durch den zusammenfassenden Schlussſatz einen ungeahnten Sinn. Schon in den „Gedichten" (S. 14, 76 f., 133 ff., 190, 215) hatte sich diese Eigenart unserer Poetin verrathen, auch in der neuen Sammlung steht manches der Art, z. B. „Töne" (S. 86 f., vgl. S. 79):

Wenn Glockenklang mit heil'gem Mahnen,
Hinzitternd durch die Morgenluft,
Hinweg von dunkel-wirren Bahnen
Zur Andacht und zum Himmel ruft;

Wenn licht der Mond mit weißem Schleier
Des nahen Berges Gipfel krönt
Und durch die stille Abendfeier
Das Lied der Nachtigallen tönt;

Wenn ich Beethovens ries'ger Dichtung
Mit weihevollem Gruß gelauscht
Und Ahnung seliger Vernichtung
Durch meine trunkne Seele rauscht:

Da facht zu heißerm Sehnsuchtbrande
Die Glut in mir der Wiederhall —
Ich wollt', ich säß' an ödem Strande
Und hörte Deines Trittes Schall!

(Fortsetzung folgt.)



Das Isergebirge.

Von **Prof. Franz Hübler.**

Reichenberg. Mit einer Kartenskizze.

Nimmt man die jetzigen größeren und kleineren Werke und Lehrbücher der Geographie zur Hand und liest nach, was über das Isergebirge geschrieben wird, so wird der Eingeweihte und Kenner des Gebirges bald mit Staunen gewahren, welche Menge von Irrthümern selbst in den neuesten und besten Publicationen dieser Art, wie in A. Balbis Erdbeschreibung, in Dr. Fr. Umlaufts „Die österreichisch-ungarische Monarchie", II. und III. Auflage 1897, in „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" 1. Abtheilung Böhmen, 2. Heft, S. 51, in H. Guthes Lehrbuch der Geographie und andern, vorkommen, und wie die Irrthümer sich von Buch zu Buch, von Geschlecht zu Geschlecht forterben, so dass man wohl mit einem gewissen Recht behaupten kann, dass heutzutage über die entferntesten Länder der Erde eine genauere Darstellung in den geographischen Werken zu finden ist als über unser heimatliches Isergebirge.

Es dürfte demnach angezeigt erscheinen, eine Beschreibung des Isergebirges auf Grundlage der Generalstabskarte und aus eigener Anschauung mit kritischer Berücksichtigung der vorhandenen geographischen Literatur in diesen Blättern der Öffentlichkeit zu übergeben.

Schon in Bezug auf die Herleitung des Namens „Iser" zeigt sich in allen größeren und kleineren geographischen Werken die erste Unrichtigkeit. Wir finden überall nach dem Vorgange Dr. Kořistkas[1])

---

[1]) Im 2. Bande, 1. Abtheilung des Archivs der naturwissenschaftlichen Landesdurchforschung von Böhmen, S. 4, Prag 1877.

das Wort vom čecho-slavischen jezero=See abgeleitet. So folgt dieser Ableitung ohneweiters Dr. Umlauft in seinem bereits erwähnten Werke,[1]) ferner H. Neugebauer in seinem Werkchen „Das Isergebirge", Görlitz 1887, ferner Bürgerschullehrer A. Lilie in dem 1894 herausgegebenen umfangreichen Werke „Der politische Bezirk Gablonz".[2]) Eine nähere Untersuchung des Namens und der Begründung wird bald die Unhaltbarkeit der Ableitung nachweisen. Dr. Kořistka schreibt (S. 4 des citierten Werkes): „Seinen Namen erhielt das Isergebirge von dem in demselben entspringenden Iserflusse und dieser letztere wieder von dem slavischen Namen ‚Jezero', d. h. See oder Teich, da die Iser ihren Ursprung in den zahllosen kleinen Wasserflächen hat, welche sich auf dem breiten, muldenförmigen Rücken des Isergebirges in ausgedehnten Torfmooren daselbst vorfinden." Gehen wir nun der Sache näher auf den Grund, so gewahren wir, dass die Iser ihren Ursprung nicht in zahllosen kleinen Wasserflächen hat, sondern dass die große Iser nach ihrem Ursprung aus mehreren Quellbächen am südöstlichen Abhange der Tafelfichte und nach Aufnahme einiger Nebenbäche das „Isermoor" und die „große Iserwiese" durchfließt; von einem See oder Teich aber ist nirgends etwas zu sehen,[3]) was ja auch die letzten österreichischen und deutschen Generalstabskarten beweisen. Ein Moor oder Sumpf jedoch, der wirklich vorhanden ist, heißt im Čechischen nicht jezero, sondern bahno, bažina, kaluž, auch blatna, von blatny = sumpfig. Für das letztere Wort haben wir sogar im Isergebirge einen Beleg, nämlich den Blatneiteich bei Christiansthal, der dem Worte entsprechend Sumpfteich heißt. Jedenfalls wurde er von čechischen Holzfällern oder Forstleuten so getauft, wie der Name des Plattensees (balaton) in Ungarn gleichfalls von demselben slavischen Worte abzuleiten ist. Demnach hätte der in einem Sumpf entspringende Fluss einen von diesen Namen erhalten müssen, und dann wäre der Name „Jesser" gesprochen worden und nicht „Iser". Jezero aber heißt See, und ein See ist im ganzen Isergebirge nicht vorzufinden. Dann ist auch zu beachten, dass die Flüsse äußerst selten ihren Namen nach ihrem Ursprunge erhalten, da ja dieser erst verhältnismäßig spät bekannt wird, weiters dass die Cultur stets stromaufwärts ihren Weg nimmt und mit ihr der Name

[1]) S. 395 und S. 176 der III. Auflage vom Jahre 1897.

[2]) In der 2. Auflage vom Jahre 1895 erscheint der Fehler bereits verbessert.

[3]) Der Verfasser war selbst an Ort und Stelle.

vordringt. Die Iser hatte schon viele Jahrhunderte ihren Namen, bevor man ihren Ursprung in dem unwegsamen Gebirge entdeckte. Thatsächlich ist auch das Quellgebiet der Iser nicht früher als vor ungefähr 100 Jahren durchforscht und näher bekannt worden, ebenso ist das obere Isergebiet von Deutschen besiedelt worden, es müssten also letztere dem Flusse einen deutschen Namen gegeben haben. Den Namen gaben eben weder die Deutschen noch die Čechen, sondern die Kelten, die bis auf den heutigen Tag mehrere geographische Namen in Böhmen und Mähren zurückgelassen haben. Der Name „Iser", keltisch Isara (čechisch Jizera), im 15. Jahrhunderte Ysra und Yser geschrieben, bedeutet kleiner Fluss und besteht aus zwei Theilen: ei = klein und suir = Fluss. Die Bezeichnung wurde jedenfalls gewählt im Gegensatze zum Hauptflusse Böhmens, der Elbe. Denselben Namen finden wir in Westeuropa, das ja früher vorherrschend von Kelten bewohnt war, bei einer stattlichen Anzahl von nicht sehr beträchtlichen Wasserläufen, die zumeist Nebenflüsse größerer Flüsse sind: Isar, Isère, Isel, Ischl, Eisack (Isaccus), Yssel (Isala), Isen, Ise, Oise, Saar, Suir, Sauer und anderen.[1]) Diese unrichtige und oberflächliche Ableitung des Wortes aus dem Čechischen von Seite Dr. Kořistkas wurde nun, wie erwähnt, ohne weitere Untersuchung in andere Werke herübergenommen. Damit dürfte wohl die Ableitung des Namens „Iser" aus dem Slavischen als beseitigt angesehen werden können.[2])

Von den weiteren Irrthümern, welche in den geographischen Lehrbüchern und Werken über das Isergebirge vorkommen, seien nur einige angeführt. H. Guthes Lehrbuch der Geographie (neu bearbeitet von H. Wagner, 5. Auflage, Hannover 1883), das sich eines guten Rufes erfreut, gibt bei der Behandlung des Isergebirges (S. 596) die Tafelfichte mit 1155 *m* an! Als Grenze des Isergebirges nimmt Guthe den oberen Queiß im Norden, die obere Iser im Süden an und setzt hinzu: „Man fasst wohl auch als Isergebirge die parallelen Ketten des ganzen waldreichen Gebirges zusammen, deren mittelste der

---

[1]) Ich habe zum erstenmale auf die keltische Ableitung des Wortes „Iser" hingewiesen in einer kurzen Abhandlung „Über die Bedeutung des Wortes Jeschken und Iser" im 3. Jahrgange, Nr. 4 der Mittheilungen des deutschen Gebirgsvereines für das Jeschken- und Isergebirge 1887. Schmeller soll übrigens zuerst das Wort aus dem Keltischen abgeleitet haben.

[2]) Auch Johann Nep. Wolbřich ist (siehe Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild: Zur Vorgeschichte Böhmens, Böhmen, 8. Heft, S. 234) der Ansicht, dass die čechischen Einwohner in Böhmen diesen und andere Namen von der keltisch-germanischen Bevölkerung übernommen haben.

Iserkamm ist (soll heißen „hoher Iserkamm"), ein wenig zugängliches Gebiet, das in der Tafelfichte culminiert." Somit produciert Guthe über das Isergebirge theils unrichtige, theils unklare Angaben. Der größere Theil des Gebirges, von der Iser bis zur Neiße, erscheint unberücksichtigt. Dr. Fr. Umlauft bringt in seinem Werke „Die österreichisch-ungarische Monarchie, geographisch-statistisches Handbuch" (II. Auflage, A. Hartleben, Wien 1883) über das Isergebirge gleichfalls mehrere Unrichtigkeiten. Zunächst fehlt zur Begrenzung des Isergebirges die Angabe des Harrachsdorfer Sattels. Dann bemerkt er: „Jetzt wird (statt der früheren Fichte als Grenzmarke) als unverrückbare Grenze eine Granitmasse betrachtet, die am Nordabhange des Berges (Tafelfichte) 1006 *m* hoch über der Meeresfläche sich erhebt und ‚Tafelstein' heißt." Dies ist nicht richtig. Der gegenwärtig als „Tafelstein" bezeichnete Stein ist der Grenzstein Nr. 111, auf dessen nach Schlesien gerichteter Seite ein *P* (Preußen), auf der nach Böhmen gerichteten ein *B* (Böhmen) sich befindet, und der an der Stelle der Fichte stehen soll, die bis 1790 eine Tafel trug, wovon die höchste Spitze des Hohen Iserkammes den Namen hat. Dieser Stein kann also nicht als Granitmasse bezeichnet werden; Granitfelsen oder Granitmassen gab es an jener Stelle nicht. Ferner heißt es: „Südlich folgt der dritte parallele Zug, die Wohlschen oder Welschen Kämme, im Basaltkegel des Keulichten Buchberges 970 *m* hoch." Dies ist gleichfalls unrichtig. Einmal ist der Buchberg nicht 970 *m*, sondern 999 *m* hoch (siehe Generalstabskarte), sodann ist er nicht der höchste Punkt des dritten parallelen Zuges des Welschen Kammes zwischen der Kleinen Iser und der Schwarzen Desse, sondern die Schlössersteine mit 1005 *m*.[1]) Bezüglich der Iser bemerkt er (S. 339 der II. und S. 395 der III. Auflage), dass sie durch die Vereinigung der Großen und der Kleinen Iser entstehe, deren erstere am „Ochsenkamme" im Isergebirge, letztere (also die Kleine Iser) am Hinterberge im Riesengebirge entspringe! Im Isergebirge ist zunächst ein „Ochsenkamm" nirgends zu finden,[2]) der Hinterberg ist ferner nicht im Riesengebirge, sondern, wie bekannt,

[1]) Dr. Umlauft scheint seiner Bearbeitung beider Gebirge den II. Band, 1. Abtheilung des Archivs der naturwissenschaftlichen Landesdurchforschung von Böhmen zugrunde gelegt zu haben, da er die Tafelfichte mit 1124 *m* annimmt. In der III. Auflage erscheinen auf S. 176 und 177 diese Fehler verbessert, doch werden vom Isergebirge nur drei Kämme angeführt.

[2]) Diesen Fehler bringt die III. Auflage nicht mehr, doch ist der folgende, nicht minder auffallende Fehler, dass die Kleine Iser am Hinterberge im Riesengebirge entspringe, beibehalten.

im Hohen Iserkamme. Da die Kleine Iser westlich von der Großen entspringt und fließt, müsste das Riesengebirge westlich vom Isergebirge liegen!

Das große Werk Adrian Balbis, „Allgemeine Erdbeschreibung," enthält im ersten Band (7. Auflage, neu bearbeitet und erweitert von Dr. Josef Chavanne, Hartleben, Wien 1883), S. 231, über das Isergebirge bloß Nachstehendes: „Westlich schließt sich an das Riesengebirge das rauhe, wilde, wenig bewohnte Isergebirge. Die höchste Kette desselben ist der Hohe Iserkamm, 975 *m*, der im Nordwesten mit der Tafelfichte, 1124 *m* hoch, endigt." Es fehlt somit die eigentliche Begrenzung des Isergebirges, ebenso werden die übrigen Kämme nicht erwähnt. Aus dem Folgenden muss man entnehmen, dass das Isergebirge als westliche Grenze die Iser hat, denn es heißt über das Lausitzergebirge: „Das Lausitzer Bergland, eine plateauartige Masse mit aufgesetzten Ketten und Kuppen, welche zwischen der Iser und Elbe zieht." Somit sind hier die Iser und Elbe die Grenzen des Lausitzergebirges, daher die Iser auch die westliche Grenze des Isergebirges! Auf S. 684 bis 687 jedoch wird theilweise im Gegensatz zu dem früher Gesagten richtiger bemerkt: „Jenseits der Görlitzer Neiße beginnt das Isergebirge, welches bis an die Quellen des Zacken und Queiß zieht." Sohin erscheint in einem und demselben Werke als westliche Grenze des Iser- und Lausitzergebirges einmal die Iser, das anderemal die Neiße! In dem großen vaterländischen Werke „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild", Abtheilung Böhmen, 2. Heft, wird zunächst S. 60 (geschildert von A. Paundler in Böhmisch-Leipa) unrichtig statt der Neiße die 15 *km* Luftlinie östlich gelegene Kamnitz als Grenzfluss zwischen Iser- und Jeschkengebirge angenommen; dann aber heißt es wieder S. 63: „Südlich von Friedland erstreckt sich zwischen der Neiße und Iser das Isergebirge, dessen Granit von Haindorf bis Gablonz reicht und im Westen durch Kratzau, Reichenberg und Langenbruck begrenzt wird." Hier wird also statt der Kamnitz richtig als westliche Grenze des Isergebirges die Neiße angegeben, aber unrichtig gegen Osten die Iser, da ja östlich von derselben noch mehrere Kämme des Isergebirges sich befinden. Weiter wird gesagt: „Die langgezogenen Rücken werden gewöhnlich Kämme genannt... Im Osten laufen diese Kämme meist parallel und bestehen aus Reihen von Bergkuppen, deren Namen fast nur den Forstleuten und Waldarbeitern bekannt sind." Diese Beschreibung des Isergebirges muthet uns an, als ob sie vor 50 bis 100 Jahren

verfasst worden wäre. Ein Blick in die österreichische oder deutsche Generalstabskarte würde den Autor belehrt haben, dass alle Bergkuppen heutzutage mit Namen bezeichnet sind, und dass die Kenntnis dieser Namen nicht mehr auf die Forstleute und Waldarbeiter beschränkt, sondern Gemeingut der Bevölkerung geworden ist. Unrichtig ist auch die Bezeichnung „Wohlischer Kamm" statt Wohlische, „Käuligerberg" statt Käuligeberg, „Schwarzenberg" (1084 *m*) statt Schwarzeberg. Während für den mittleren Iserkamm die Begrenzung angegeben wird, fehlt sie für den Hohen Iserkamm, der bekanntlich schon jenseits der Iser liegt, somit schon jenseits der von Paundler fixierten Grenze des Isergebirges. Unrichtig heißt es ferner S. 64: „Erwähnenswert sind die Opfer- und Teufelssteine sowie die zahllosen Mulden, Schalen und Kessel in den Felsen des Isergebirges und der Ausläufer desselben" — woraus hervorgehen würde, dass hier wirkliche Opfersteine zu finden seien, was bekanntlich nicht der Fall ist; es sollte also besser heißen: „Erwähnenswert sind die Opfer- und Teufelssteine, wie die zahllosen Mulden, Schalen und Kessel des Isergebirges genannt werden." Ähnliche Fehler unterlaufen bei der Schilderung der Gewässer des Isergebirges. Man sieht demnach, dass Paundler, ein vorzüglicher Kenner von Land und Leuten bei Leipa, es unternahm, das Isergebirge zu schildern, ohne es durch persönliche Anschauung kennen gelernt und ohne gute Karten zurathe gezogen zu haben, sonst hätten so grobe Verstöße nicht vorkommen können, was bei einem Werke wie „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" sehr zu bedauern ist.

Ich will nun im Nachstehenden versuchen, das Isergebirge bezüglich seiner Ausdehnung und Begrenzung, vor allem in Bezug auf seine Eintheilung zu beschreiben.[1])

---

[1]) Eine vollständige und erschöpfende Darstellung des Isergebirges ist noch nirgends geboten worden. Kořistka beschränkt sich bei seiner Beschreibung des Isergebirges im III. Band, 1. Abtheilung des Archivs der naturwissenschaftlichen Landesdurchforschung von Böhmen, S. 3 bis 12, auf den österreichischen Theil, auch fehlt derselben die Übersichtlichkeit und Vollständigkeit, wozu noch Unrichtigkeiten kommen. Die Höhenangaben stimmen ferner mit jenen der österreichischen Generalstabskarte nicht übereir. In dem Werke „Der politische Bezirk Gablonz" von A. Lilie, II. Auflage 1895, ist gleichfalls nur ein Theil des Isergebirges behandelt. Hermann Neugebauer beschreibt in seinem Werkchen „Das Isergebirge", Vierling, Görlitz, wohl das ganze Gebirge, aber nicht vollständig, ferner wenig übersichtlich und fehlerhaft bezüglich des österreichischen Theiles.

Das Isergebirge wird im Westen begrenzt[1]) von der Thalsenkung der Görlitzer Neiße, gewöhnlich „Reichenberger Senke" genannt, u. zw. von Ostritz über Zittau in Sachsen und Grottau in Böhmen bis Reichenberg, von hier anschließend vom Straßenzuge über den Pass von Langenbruck, dem die Südnorddeutsche Verbindungsbahn folgt, bis Reichenau, endlich von der südöstlich verlaufenden Weglinie von Reichenau über Mukařow bis Klein-Skal an der Iser. Von Ostritz bis Zittau verläuft diese Grenzlinie SWS, von Zittau bis Klein-Skal südöstlich. Die Südgrenze, die kürzeste des ganzen Isergebirges, bildet das in westöstlicher Richtung verlaufende Querthal der Iser von Klein-Skal über Eisenbrod und Semil bis Ernstthal. Im Osten bildet die Grenzlinie das genau von S nach N verlaufende Längsthal der Iser von Ernstthal bis zur Einmündung der Mummel,[2]) dann das untere Mummelthal bis zur Einmündung der Milm'tz sowie das Thal der letzteren bis Neuwelt, hier anschliessend der in nordöstlicher Richtung verlaufende Pass von Neuwelt—Harrachsdorf (die „alte Zollstraße"), der von Neuwelt (Böhmen) über Josefinenhütte (Schlesien) — Schreiberhau bis Hirschberg führt und eine Hauptverbindung zwischen Böhmen und Schlesien bildet. Da der Kemnitz- und der Zackenkamm noch zum Isergebirge gerechnet werden müssen,[3]) so ergibt sich als weitere östliche Grenze von Hirschberg an die Eisenbahnlinie, welche sich von der letzteren Stadt in westlicher und dann in nordwestlicher Richtung gegen Greiffenberg bis Rabishau—Hayne erstreckt, von wo die Bahn gegen Norden umbiegt. Die Nordgrenze endlich bildet eine Linie, die von Hayne über Friedeberg—Wünischendorf bis Seidenberg in westlicher und nordwestlicher, von hier bis Ostritz wieder in westlicher Richtung verläuft, wo die Westgrenze des Isergebirges beginnt.

---

[1]) Ich folge in den Grundzügen der Begrenzung Kořistka, II. Band, 1. Abtheilung des Archivs der naturwissenschaftlichen Landesdurchforschung von Böhmen.

[2]) Kořistka sagt S. 4 des oben berührten Werkes nicht ganz genau: „Die östliche Grenze bildet die Iser von Ernstthal bis Wurzelsdorf." Ich halte meine Grenzangabe für besser, da die Mummel die nördliche Richtung der Iserthalfurche fortsetzt, während man sich bei der Grenzangabe Kořistkas von der Einmündung der Mummel bis Wurzelsdorf hin und wieder zurück bewegen muss.

[3]) Kořistka schließt S. 4 die beiden letzten Kämme vom Isergebirge aus ohne jede wissenschaftliche Begründung und führt die Ostgrenze von Petersdorf längs des Kleinen Zacken (sagt auch unrichtig: „nordöstlich das Thal des Großen Zacken", soll heißen: „westlich das Thal des Kleinen Zacken") und nordwestlich des Queiß bis Friedeberg.

Das Isergebirge erstreckt sich innerhalb dieser Begrenzung zwischen 32° 29′ (westlichster Punkt: Zittau) und 33° 24′ (östlichster Punkt: Hirschberg) östlich von Ferro und von 50° 36′ (südlichster Punkt: die Iser oberhalb Semil) bis 51° 2′ (nördlichster Punkt: Seidenberg) nördlicher Breite, somit hat es 55′ Länge und 26′ Breite oder 66½ *km* Länge und 47½ *km* Breite (Luftlinie).

Der vom Isergebirge eingenommene Flächenraum umfasst Theile Böhmens, Sachsens und Preußisch-Schlesiens u. zw. die Bezirkshauptmannschaften Friedland und Gablonz, desgleichen Theile der schlesischen Kreise von Hirschberg, Löwenberg, Lauban und Görlitz sowie den östlichsten Theil Sachsens zwischen Zittau und Ostritz. Die Grundfläche ist größtentheils herrschaftlicher Besitz; an demselben participiert zunächst in Böhmen Graf Clam-Gallas in Friedland mit 23.349 *ha*.[1]) Der herrschaftliche Besitz grenzt im Norden an Preußisch-Schlesien, im Osten gleichfalls an Schlesien u. zw. zumeist an Graf Schaffgotsch'sches Gebiet mit der Tafelfichte als höchstem Punkt, von welcher die Grenze über das „Strittstück" an die Große Iser und längs dieser bis zum Buchberge bei Wilhelmshöhe fortläuft; von hier führt die Grenze zuerst an Rohan'schem, dann an Desfours'schem Gebiete (Herrschaften Semil und Morchenstern) weiter, überschneidet im Süden die Schwarze und die Weiße Desse, zieht sich nordwestlich an die Kamnitz bis Christianstlial, hierauf westlich von der Ortschaft Friedrichswald bis Olbersdorf, endlich nördlich zurück über Raspenau, Neustadtl bis Heinersdorf, wo das Isergebirge abschließt.

Fürst Rohan in Sichrow besitzt das Gebiet vom rechten Ufer der Iser bei Wurzelsdorf bis Pasek, Stephanshöhe und Przichowitz. Dem Reichsgrafen Desfours-Walderode in Klein-Skal gehört ein Gebiet von 4398 *ha*, das sich auf 10 Gemeinden erstreckt, und dessen Haupttheile die Reviere Dessendorf, Marienberg, Josefsthal und Karlsberg mit 3660 *ha* sind. Reichsgraf Schaffgotsch in Warmbrunn besitzt im Isergebirge bloß das Gebiet von Neuwelt bis an die Iserbrücke bei Wurzelsdorf; der größere Theil des Besitzes[2]) liegt im Gebiete des Riesengebirges. Auch die Besitzungen des Grafen Harrach fallen in das Bereich des Riesengebirges.

---

[1]) Der Gesammtbesitz des Grafen Clam-Gallas beträgt gegenwärtig 31.586 *ha*; hievon entfallen 17.694 *ha* auf die Herrschaft Friedland, 6480 *ha* auf Reichenberg, 5395 *ha* auf Grafenstein und 2015 *ha* auf Lämberg.

[2]) Der Gesammtbesitz beträgt 31.569 *ha*.

In vielen geographischen Lehrbüchern und Werken wird noch jetzt das Isergebirge nicht als selbständiges Gebirge aufgefasst, sondern bloß als nordwestliche Vorlage oder Fortsetzung des Riesengebirges betrachtet. Für den selbständigen Charakter des Isergebirges sprechen jedoch, abgesehen von dem lang überlieferten Sprachgebrauche, viele wichtige Gründe.[1]) Einmal ist die östliche Abgrenzung gegen das Riesengebirge größtentheils durch Flussthäler, namentlich die der Iser und des Zackens, bestimmt und nur auf eine kurze Strecke durch den Neuwelter Pass gebildet, der wohl beim „todten Mann" bis 882 *m* ansteigt, aber doch bei Schreiberhau eine tiefe Einsenkung und deutliche Scheidung zwischen beiden Gebirgen darstellt. Weiters hat das Isergebirge durchaus eine geringere durchschnittliche Seehöhe, nämlich 800 bis 1000 *m* gegen 1200 bis 1600 *m* des ersteren. Dann ist der eigentliche Gebirgscharakter des Isergebirges — und dieser Umstand fällt am meisten ins Gewicht — von dem des Riesengebirges völlig verschieden. Während das Riesengebirge in einem einzigen, gegen SO gerichteten Hauptkamme mit breitem, kahlem Rücken verläuft, weist das Isergebirge eine viel mannigfaltigere und unregelmäßigere Gliederung in mehrere Kämme auf, von welchen kein Punkt über den Baumwuchs hinausreicht, die im Gegentheil überall bis zum Gipfel bewaldet sind, wogegen ein großer Theil des Kammes und die meisten Gipfel des Riesengebirges bereits keinen Baumwuchs mehr zeigen. Nur in wenigen Fällen wiederholt sich hier die Oberflächengestaltung des Riesengebirges mit seinen abgerundeten, regelmäßigen Formen, weshalb im Isergebirge eine Kammwanderung streckenweise möglich ist, so auf dem Hohen Iserkamme, dem Kemnitz-, Friedrichswalder, Harzdorfer, Proschwitzer und theilweise dem Schwarzbrunner Kamme. Wenn zudem das Isergebirge gleich dem Riesengebirge zum großen Theile aus Granit (Granitit im ersteren) besteht, so ist der Isergebirgsgranit in der Verwitterung noch weiter vorgeschritten als der des Riesengebirges, daher sind auch seine Kämme viel zerklüfteter, und die Felsen weisen eine bedeutendere Anzahl von Kessel- und Muldenbildungen auf als die des letzteren. Dazu kommt der Wasserreichthum, die weiten, öden Sumpfflächen und Hochmoore, die zwischen den Iserkämmen eingebettet sind, und die mit ihren alpinen Zwergholzbeständen und ihrer eigenthümlichen Sumpfflora sich von den Hoch-

[1]) Diese Ansicht vertreten auch Koristka sowie G. Schneider in dem Aufsatze „Die Westsudeten im Vergleiche mit den Centralkarpathen", 3. und 4. Heft des 15. Jahrganges der Fachzeitschrift „Das Riesengebirge in Wort und Bild".

mooren des Riesengebirges unterscheiden,[1]) endlich die ausgedehnten Wälder mit ihrer ernsten, ja düsteren Physiognomie. Sämmtliche angeführten Gründe dürften hinreichen, dem Isergebirge den selbstständigen Charakter zu wahren. Ein jeder der nur einmal beobachtend beide Gebirge nacheinander durchwandert hat, wird diese Unterschiede und die scharf ausgeprägte Individualität des Isergebirges wahrnehmen.

Das Isergebirge ist kein Kettengebirge, sondern muss als Massengebirge betrachtet werden. Es zeigt sich als massiver Gebirgsstock von elliptischer Form, der im Hohen Iserkamm seine höchste Erhebung und seinen Mittelpunkt hat, dem gegen N und NO, W und S niedrigere Kämme und Höhenzüge vorgelagert sind. Gegen N und NW fällt der Hauptgebirgsstock am steilsten ab und weist einen scharf umgrenzten Rand auf, der durch eine plötzliche Bodensenkung bezeichnet wird, die nördlich von Flinsberg bei Ullersdorf—Krobsdorf am Queiß beginnt und sich über Neustadtl, Liebwerda bis Haindorf zum Wittigthale hinzieht. Diese Bodensenkung könnte man als engere nördliche Umgrenzung des Isergebirges bezeichnen. Da das Isergebirge gegen N am steilsten abfällt, so gewährt es von jener Seite den schönsten Anblick und macht dort den mächtigsten Eindruck.

Eintheilung des Isergebirges.

Wenn auch in orographischer Beziehung das Isergebirge wegen seiner mannigfaltigen Verzweigungen und bedeutenden Gliederung einer übersichtlichen Darstellung Schwierigkeiten bereitet, so lassen sich doch mehrere Züge desselben, „Kämme" genannt, unterscheiden, die durch mehr oder weniger tief eingeschnittene Thäler voneinander getrennt sind. Wir können drei Haupt- und gegen neun Nebenkämme unterscheiden. Die ersteren sind: der Hohe, der Mittlere und der Welsche Kamm; die letzteren: der Haindorfer, der Kemnitz- und der Zackenkamm, der Katharinberger, der Friedrichswald-Maxdorfer, der Großkamm, der Harzdorfer und der Proschwitzer Kamm, die Schwarzbrunnkette und der Buchsteiner Höhenzug.

Der Hohe Iserkamm,[2]) welcher die höchste Erhebung des Isergebirges darstellt, erstreckt sich von Petersdorf zwischen den gabelförmigen

[1]) Siehe Limprecht, „Ergebnisse einiger botanischer Wanderungen durchs Isergebirge." Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, Breslau 1872, S. 45.

[2]) Als Grundlage für die Beschreibung des Hohen Iserkammes wie des ganz auf preußischer Seite liegenden Kemnitz- und Zackenkammes dienten haupt-

Längsthälern des Großen und des Kleinen Zackens, des Queißflusses, der Großen Iser, Mummel, Milmitz und der „alten Zollstraße" bis zur Wittig bei Haindorf und zur Lomnitz bei Neustadtl in ostwestlicher, dann nordwestlicher, zuletzt westlicher Richtung und hat von Petersdorf bis zur Tafelfichte in der Luftlinie eine Ausdehnung von 24 *km*. Er ist der längste Kamm des Isergebirges und trägt die beiden höchsten Gipfel, den Hinterberg 1126·5 *m* und die Tafelfichte 1122 *m*. Bisher galt bekanntlich (und gilt in vielen Lehrbüchern noch) die Tafelfichte als höchste Elevation des Isergebirges; neuere Messungen haben indes ergeben, dass ihr die dritte Stelle zukommt,[1]) da die „blauen Steine", eine mit Steintrümmern bedeckte bewaldete Felsgruppe, 1123 *m* aufweisen.

Die früheren Höhenangaben für die Tafelfichte schwankten zwischen 1122 bis 1125 *m*. So zeigen die von Dr. R. Kořistka im Zeitraume von 1867 bis 1871 (ergänzt 1874) nach der sogenannten „halbtrigonometrischen Methode" vorgenommenen Messungen 1124·1, 1124·5 und 1125 *m*.[2]) Die Karten des k. und k. militärgeographischen Institutes in Wien, Maßstab 1 : 75.000, aus den Jahren 1880 und 1881, Nachträge 1884, präcisieren den höchsten Punkt der Tafelfichte mit 1122 *m*. Doch brachten die genannten Karten nur Höhenangaben bis zur Landesgrenze. Als im Jahre 1884 vom deutschen Generalstabe der

---

sächlich die deutschen „Messtischblätter" im Maßstabe 1 : 25.000, ferner die Riesengebirgskarte von J. Straube, 1 : 80.000; für die auf österreichischem Gebiete liegenden Theile des Isergebirges insbesondere die österreichische Generalstabskarte, 1 : 75.000 und 1 : 200.000.

[1]) Siehe meinen Aufsatz „Kritische Streifzüge" im Jahrbuche des deutschen Gebirgsvereines für das Jeschken- und Isergebirge von 1895 sowie den von Dr. Meißner „Vom Hohen Iserkamme" ebendaselbst. Von österreichischen Karten bringt die Generalstabskarte des Jahres 1898, Blatt Reichenberg, Maßstab 1 : 200.000, bereits den Hinterberg mit 1126 *m*, andere neue Kartenwerte, wie Kozenns Geographischer Atlas, für Mittelschulen von Haardt und Schmidt bei Hölzel in Wien 1897, kennen den Hinterberg noch nicht und führen die Tafelfichte unrichtig mit 1123 *m* an; ebenso fehlt er in dem bei Tempsky 1898 erschienenen Schulatlas für Gymnasien, Real- und Handelsschulen von Dr. Richter; auch hier ist die Tafelfichte unrichtig mit 1120 *m* angegeben. Es wird noch lange währen, bis der alte Schlendrian aus den Karten und Lehrbüchern verschwindet. Eine Reambulierung der vorzüglichen österreichischen Generalstabskarte 1 : 75.000 betreffs des Isergebirges wäre sehr wünschenswert, da insbesondere der Theil des Hohen Iserkammes nicht mehr der Gegenwart entspricht, überdies anderweitige Fehler verbessert werden müssen.

[2]) Siehe II. Band, 1. Abtheilung des Archivs der naturwissenschaftlichen Landesdurchforschung von Böhmen.

schlesische Theil des Isergebirges neu aufgenommen worden und 1885 die Ausgabe der Messtischblätter, Maßstab 1 : 25.000, sowie 1889 und 1890 die der Generalstabskarten erfolgt war, Maßstab 1 : 100.000, führten diese als Gipfelhöhe für die Tafelfichte 1123 *m* (eingetragen beim Grenzstein 105), für den Hinterberg, südlich von der Grünen Koppe jenseits der Landesgrenze gelegen, jedoch 1125 *m* an! In verschiedenen Fachzeitschriften wurde wohl gelegentlich darauf hingewiesen, dass der Hinterberg der höchste Punkt des Hohen Iserkammes und damit des Isergebirges sei, doch fand dies thatsächlich nicht die allgemeine Anerkennung. Ich bemühte mich nun, im Vereine mit Dr. F. A. Meißner in Leipzig die Frage klarzustellen. Da die Möglichkeit vorhanden war, dass die Verschiedenheit des Messverfahrens — trigonometrische, halbtrigonometrische und Messtischaufnahmen — sowie der Ausgangspunkt für die Höhenbestimmung beider Länder größere Höhendifferenzen bedingen konnten, als zwischen Hinterberg und Tafelfichte verzeichnet waren, so wurden das k. und k. militärgeographische Institut in Wien und die topographische Abtheilung der k. preußischen Landesaufnahme in Berlin in dieser Beziehung um Auskunft ersucht. Der mit großer Bereitwilligkeit ertheilte Bescheid[1]) lautete, dass der Ausgangspunkt für die österreichische Höhenmessung, das Mittelwasser der Adria bei Triest, 0·464 *m* niedriger liege als das deutsche Normal-Null (13·5 *cm* über dem Mittelwasser von Amsterdam), dass somit die Höhenmessungen beider Länder noch nicht ½ *m* bezüglich des Ausgangspunktes voneinander verschieden seien. Ferner sei von den drei oben angeführten Messungsarten die auf trigonometrischem Wege vollzogene die genaueste, genauer als die Messtisch- und die halbtrigonometrische Aufnahme. Da nun die auf der österreichischen Generalstabskarte mit 1122 *m* angegebene Gipfelhöhe der Tafelfichte auf trigonometrischer Messung beruhe, so sei dem Resultate der letzteren eine größere Genauigkeit beizulegen als einer deutschen Höhenbestimmung für die Tafelfichte und den Hinterberg, die wegen des bewaldeten Geländes nur mit dem Messtische erfolgen konnte. Erst eine neue, jedoch sehr einfache Messvornahme zwischen den beiden Punkten Tafelfichte und Hinterberg vermöge die Gewissheit zu bringen, welches der höchste Punkt des Isergebirges sei. Eine solche abermalige, genaue Messung fand im Herbste 1895 von Seite der topographischen Abtheilung der

---

[1]) Von Rudolf Ritter von Gaißler, Chef des Landesbeschreibungsbureaus des Generalstabes in Wien, und Oberst Sommer, Vorstand der topographischen Abtheilung der k. preußischen Landesaufnahme in Berlin.

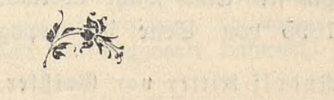
k. preußischen Landesaufnahme statt, und dabei wurde die Höhe des Hinterberges mit 1126·5 *m* festgestellt. Somit darf nicht länger gezweifelt werden, dass der Hinterberg wirklich die höchste Erhebung des Isergebirges ist.

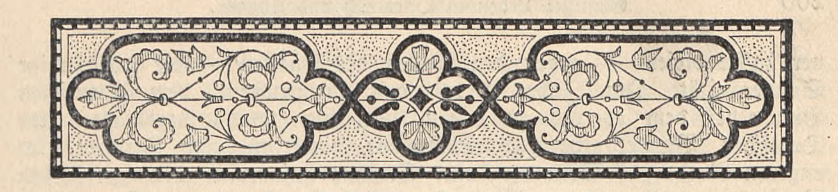
Der Hinterberg liegt 1100 *m* SOS von der Grünen Koppe, 1113·7 *m* (auf der österreichischen Generalstabskarte „Cornelsberg" mit 1114 *m* genannt, während auf dem deutschen Messtischblatte diesen Namen der nördliche Abhang der Grünen Koppe trägt), und 1200 *m* südöstlich von den Blauen Steinen,[1]) ferner $11^{1}/_{2}$ *km* Luftlinie südöstlich von der Tafelfichte. Da jedoch der Hinterberg wegen des dichten Waldes und des Mangels an Wegen nicht leicht aufgefunden werden kann, so bleibt gegenwärtig für die Besucher des Hohen Iserkammes immer noch die Tafelfichte der höchste und hervorragendste Aussichtspunkt, dessen 18 *m* hoher Thurm (daher 1140 *m* Standhöhe auf der Plattform) eine herrliche Rundsicht über einen großen Theil Böhmens, Schlesiens und Sachsens ermöglicht. Früher stieß auch hier die Grenze dreier Länder zusammen, Böhmens, der sächsischen Lausitz und Schlesiens. Bis 1790 war daselbst an einer Fichte eine Tafel angebracht, welche die Grenze bezeichnete, daher der Name „Tafelfichte". Da die Reichsgrenze östlich von der Tafelfichte zur Großen Iser und dann mit dieser gegen S bis Hoffnungsthal—Wurzelsdorf hinzieht,[2]) so liegt der Hohe Iserkamm größtentheils auf preußischer Seite und nur der nordwestlichste Theil auf österreichischem Gebiete. Man kann daher immer noch sagen, dass die Tafelfichte der höchste Punkt des Isergebirges ist, aber nur insoweit letzteres auf österreichischem Gebiete liegt.

[1]) Auf der österreichischen Generalstabskarte, 1:75.000, ist die Gegend mit „Riesenkamm" bezeichnet.

[2]) Die Grenze biegt dann wieder gegen N um, zieht über die Strickerhäuser, hierauf in nordöstlicher Richtung über die Strittelehne zur Milmitz, verfolgt diese eine Strecke, überquert die Neuwelter Straße, umzieht den Nordabhang des Todtenwürgberges (nördlichster Punkt die Katzensteine südlich von der Proxenbaude) und läuft in südöstlicher Richtung über den Kamm des Riesengebirges fort.

(Schluss folgt.)





Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Verfassung und Verwaltung im Fürstenthume Liechtenstein.[1])

Das Jahr 1899 hatte für das Fürstenthum Liechtenstein besondere Bedeutung: Johann II. feierte mit seinem Volke das zweihundertjährige Regierungsjubiläum seines Hauses. Auch den unbetheiligten Zuschauer bei diesem Feste überkam ein behaglich-zufriedenes Gefühl. Man hat die kleinsten unter den kleinen Staaten „Reminiscenzen aus dem Mittelalter" genannt. Sie passen allerdings nicht recht in unsere Zeit, deren Staatengebilde im wetteifernden Drängen nach einer Weltmachtstellung den ursprünglichen Zweck staatlicher Vereinigung oft in den Hintergrund treten lassen. Das freundliche, patriarchalische Leben, welches wir in Liechtenstein und Monaco, in San Marino und Andorra finden, kommt uns heute als eine Art Spießbürgerleben vor. Freilich fehlt den Leutchen der Zug ins Große, dafür plagen sie aber auch keine kosmopolitischen und nationalen Ideen, sie leiden nicht an der nie gestillten Sehnsucht nach einem gesicherten Frieden, kurz, sie bleiben von all den weltbewegenden Fragen, über welche sich die Berufs- und Privatpolitiker des Großstaates die Köpfe zerbrechen, verschont. Das Treiben in den mächtigen Nachbarstaaten sehen sie sich als, man könnte fast sagen parteilose Beobachter mit an. Es gibt bei ihnen nur wenige Staats- und beinahe ausschließlich Privatinteressen geradesowie in einer großen Familie. Und die Leutchen sind darüber glücklich.

Im Jahre 1699 kaufte Fürst Johann Adam Andreas von den Reichsgrafen von Hohenems die Herrschaft Schellenberg, 1712 die Grafschaft Vaduz, und am 23. Jänner 1719 erhob Kaiser Karl VI. diese beiden Herrschaften unter dem Namen „Liechtenstein" zu einem reichsunmittelbaren Fürstenthume. Die Bildung des Rheinbundes (1806)

---

[1]) Verfassung und Verwaltung im Fürstenthume Liechtenstein. Von Karl v. In der Maur. Sonderabdruck aus dem „Österreichischen Staatswörterbuche", herausgegeben von Dr. Ernst Mischler und Dr. Josef Ulbrich. II. Band, 1. Hälfte. Alfred Hölder. Wien 1896. Kl. 8°. 36 S.

verschaffte diesem — gegen den Willen des Fürsten — die vollständige Souveränität. Im Jahre 1815 trat Liechtenstein dem Deutschen Bunde bei, dem es bis zu dessen Auflösung (1866) angehörte. Im Deutschen Bundesrathe (69 Stimmen) hatte es eine Stimme, im engeren Rathe (17 Stimmen) eine Stimme zusammen mit den beiden Reuß, den beiden Lippe, Waldeck und Hessen-Homburg. Seit 1842 (Bundesbeschluss vom 14. April) stellte das Land zum deutschen Bundesheere als Hauptcontingent 64, als Reserve- und Ersatzcontingent 27 Mann. Als im Jahre 1866 Österreich auf dem Bundestage den Antrag stellte, die Bundesarmee gegen Preußen zu mobilisieren, stimmte auch Fürst Johann dafür. Er befindet sich mit Preußen eigentlich jetzt noch im Kriegszustande, da zwischen beiden Staaten seither kein Friedensvertrag geschlossen worden ist. Es war dies die letzte militärische That des Fürstenthumes. Gegenwärtig besteht zwar das Recht des Fürsten, Truppen auszuheben, thatsächlich sind aber die Liechtensteiner von der Wehrpflicht entbunden.[1])

Die Verfassung des Fürstenthumes ist monarchisch-constitutionell. Der Fürst („Durchlaucht") führt den Titel „Souveräner Fürst und Regierer des Hauses von und zu Liechtenstein, Herzog zu Troppau und Jägerndorf, Graf zu Rietberg".[2]) An die Stelle der 1818 ins Leben gerufenen landständischen Verfassung trat durch das Gesetz vom 26. September 1862 eine den Constitutionen anderer Staaten ähnliche, die später durch die Gesetze vom 19. Februar 1878 und vom 29. December 1895 einige Abänderungen erfuhr. Die Regierung ist nach der Primogenitur im Hause Liechtenstein erblich. Der Fürst ist der Vertreter der Staatsgewalt, die Gesetzgebung übt er im Verein mit dem Landtage, den er einberuft oder schließt, vertagt oder auflöst. Er ernennt die Beamten und hat das Recht, sie zu entlassen. Er schließt Staatsverträge, ist aber dabei an die Zustimmung des Landtages gebunden, wenn dieselben das Land belasten oder einzelne Staatsbürger verpflichten. Er hat das Recht, Fremden das liechtensteinische Staatsbürgerrecht zu verleihen, und er kann allein Titel und Auszeichnungen gewähren.

Der Landtag theilt mit dem Fürsten die gesetzgebende Gewalt, er bewilligt die Steuern, kann Beschwerden über Mängel oder Missbräuche in der Verwaltung beschließen und verantwortliche Staatsdiener in den Anklagezustand versetzen. Auch hat er das Recht, bei einer eventuellen Militäraushebung mitzuwirken. Von den 15 Landtagsmitgliedern werden 3 vom Landesfürsten ernannt und 12 durch indirecte Wahl (7 Vaduz, 5 Schellenberg) auf die Dauer von 4 Jahren bestimmt, ebenso 5 Ersatzmänner (3 für das Oberland und 2 für das Unterland).

[1]) Über Geschichte und Topographie des Landes vgl. die übersichtliche Darstellung von Dr. Friedrich Umlauft: „Das Fürstenthum Liechtenstein." A. Hartleben. Wien, Pest, Leipzig 1891. 32 S. Mit einer Karte im Maßstabe von 1:75.000.

[2]) Über das Wappen vgl. Ströhl: „Österreichisch-Ungarische Wappenrolle" und Umlauft a. a. O. S. 22.

Das Wahlrecht besitzt jeder volljährige (24 Jahre) liechtensteinische Staatsbürger, der im Lande wohnt. Das Wahlrecht muss ausgeübt werden; ungerechtfertigte Absentierung wird mit einer Geldstrafe belegt. Auf je 100 Einwohner entfallen 2 Wahlmänner. Absolute Stimmenmehrheit entscheidet bei der Wahl der Abgeordneten, gegebenenfalls im dritten Wahlgange relative Stimmenmehrheit, bei Stimmengleichheit das Los.

Der Landtag wird vom Fürsten jährlich im Mai einberufen, bei einem Regierungswechsel innerhalb 30 Tagen, nach Auflösung des Landtages binnen 4 Monaten. Der vom Landtage gewählte Vorsitzende wird vom Fürsten bestätigt. Eine Geschäftsordnung erhielt der Landtag mit dem Gesetze vom 29. März 1863. Die Abgeordneten sind immun, den Fall der Ergreifung auf frischer That ausgenommen. Das Auslieferungsrecht eines Abgeordneten steht dem Landtage zu. Das Gesetz vom 24. September 1880 bestimmte für die Abgeordneten Taggelder und Reisediäten.

Der Landesausschuss, bestehend aus dem Vorsitzenden des Landtages und aus zwei gewählten (für das Oberland und Unterland je einer) Abgeordneten, hat die Aufgabe, die Wahrung der Verfassung, solange der Landtag nicht versammelt ist, zu beobachten, Aufträge des Landtages durchzuführen; er hat jedoch nicht das Recht, irgendeine bindende Verpflichtung für das Land einzugehen.

Die Verwaltung des Fürstenthumes Liechtenstein wurde durch das Gesetz vom 30. Mai 1871 geregelt. Die Verwaltung theilt sich darnach in zwei Gruppen: Administration und Rechtspflege.

Die Regierung besteht aus dem Landesverweser, welcher den Fürsten vertritt und die Disciplinargewalt über die Regierungsbeamten ausübt, ferner aus zwei für je 6 Jahre vom Fürsten ernannten Landräthen und zwei Landrathsstellvertretern.

Der Landesschulrath in Vaduz, dessen Vorsitzender der Landesverweser ist, besteht aus vier auf je 3 Jahre gewählten Mitgliedern; von diesen muss eines dem Lehrerstande, eines dem geistlichen Stande angehören. Der Landesschulrath bestimmt behufs fachlicher Inspection der Schulen einen Landesschulcommissär. Seine Beschlüsse werden der Regierung vorgelegt und von ihr durchgeführt.

Die politische Recursinstanz, welche sich in Wien befindet, besteht aus drei vom Landesfürsten ernannten Mitgliedern, welche die juristisch-politischen Studien absolviert haben müssen. Ihr obliegt die Vermittlung des Verkehres zwischen dem Fürsten und dem Landesverweser. Sie entscheidet auch über Recurse gegen Anordnungen der Regierung.

Die Buchhaltung (in Butschowitz) des Fürsten ist zugleich mit der Rechnungscontrole für das Fürstenthum betraut.

Die Justizpflege wird in erster Instanz durch das Landgericht in Vaduz gewahrt. Die zweite Instanz, bestehend aus drei geprüften, vom Landesfürsten ernannten Richtern, ist das Appellationsgericht in Wien. Als dritte Instanz (Oberster Gerichtshof) fungiert das k. k. Oberlandesgericht in Innsbruck (Staatsvertrag vom 19. Jänner 1884).

Steuern und Taxwesen zeigen insofern einige interessante Merkmale, als in Bezug auf die indirecte Besteuerung ein Staatsvertrag zwischen Österreich und Liechtenstein existiert, der verschiedene besondere Anordnungen nöthig macht. Die Zollämter im Fürstenthume haben den Titel „K. k. österreichisches und fürstlich liechtensteinisches Zollamt" und führen die Wappen beider Länder. Der Zolldienst wird von österreichischen Finanzorganen versehen, welche in dienstlicher Beziehung den österreichischen, in allen übrigen Angelegenheiten den liechtensteinischen Behörden unterstehen. Sie tragen neben dem kaiserlichen Adler das fürstliche Wappen und haben für die Zeit ihres Dienstes in Liechtenstein dem Fürsten Treue und Gehorsam zu schwören. Das Recht zur Begnadigung bei Gefällsübertretungen, sofern diese von Liechtensteinern in Liechtenstein begangen wurden, ist dem Fürsten vorbehalten. In Bezug auf Staatsmonopole, Zeitungs-, Kalender- und Spielkartenstempel gelten die österreichischen Vorschriften. Seit 1852 bildet das Fürstenthum mit Vorarlberg ein Zoll- und Steuergebiet. Die Verwaltung der Gefälle besorgt die k. k. Finanz-Bezirksdirection in Feldkirch. Der Handelsverkehr zwischen Österreich und Liechtenstein steht in demselben Verhältnis wie derjenige zwischen Vorarlberg und den übrigen Ländern der Monarchie. Zu Handels- und Zollverträgen mit der Schweiz wird von Seite Österreichs vor deren endgiltigem Abschluss immer die Zustimmung Liechtensteins eingeholt. Für den Salzbezug aus der Legestätte in Feldkirch besteht ein eigener Vertrag.

Aus dem Gebiete des Polizeiwesens ist hervorzuheben, dass das Feuerpolizeigesetz vom 11. October 1865 einige sehr bemerkenswerte Anordnungen traf. Eine Feuerschaucommission in jeder Gemeinde sorgt für die genaue Beobachtungen der diesbezüglichen Vorschriften. Alle männlichen Einwohner einer Gemeinde zwischen 16 und 60 Jahren sind als Feuerwehr zu organisieren (Feuerlöschordnung vom 24. October 1865). Die Inhaber von Objecten sind verpflichtet, ihre Gebäude gegen Feuerschäden zu versichern.

Das Gemeindewesen ist durch das Gesetz vom 24. Mai 1864 sowie durch verschiedene Nachtragsgesetze geregelt.

Das Schulwesen enthält wieder bemerkenswerte Einzelheiten. Die Schulpflicht beginnt mit dem vollendeten 6. und dauert bei Knaben bis zum vollendeten 17., bei Mädchen bis zum vollendeten 16. Lebensjahre, und zwar haben die Knaben nach dem 14. Lebensjahre noch ein Winterhalbjahr die Elementarschule zu besuchen und dann — wie die Mädchen nach dem vollendeten 14. Lebensjahr — durch zwei Winterhalbjahre wöchentlich einen halben Tag die Fortbildungsschule. Ein ungerechtfertigtes Fernbleiben vom Unterricht bedingt eine Geldstrafe für die Aufsichtspersonen. Diese Strafgelder fallen dem landschaftlichen Schulfonds zu. Die Lehrpläne sind den in Württemberg geltenden ähnlich. Die Religionslehre wird von den Seelsorgern, der übrige Unterricht zum Theil von Lehrern, zum Theil von geistlichen Lehrschwestern aus Zams besorgt. Letztere genießen gleich den Lehrern staatliche Besoldung. Wohnung und Beheizungsmaterial stellt die Gemeinde bei. Liechtenstein besitzt

außer den Elementar- und Fortbildungsschulen mehrere Kindergärten, ein Pensionat für höhere Töchter, welches von Schulschwestern geleitet wird, und eine aus einer Privatstiftung erhaltene zweiclassige Unterrealschule. In kirchlicher Beziehung untersteht das Fürstenthum dem Bischof von Chur.

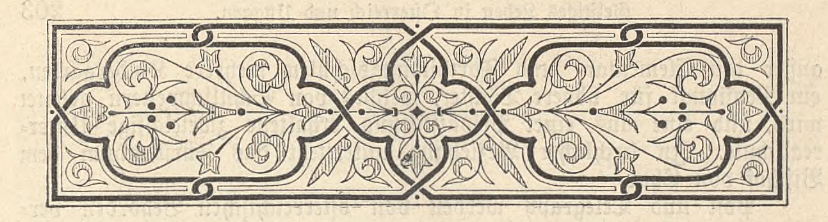
Post und Telegraph werden von österreichischen Behörden verwaltet; die Briefboten werden von der liechtensteinischen Regierung ernannt und entlohnt. Das Aichwesen obliegt dem k. k. Aichamt in Feldkirch. Die österreichischen Geldsorten gelten auch in Liechtenstein. Für den Credit- und Geldverkehr wurde 1864 ein landschaftliches Spar- und Leihinstitut gegründet und 1891 mit neuen Statuten versehen. Dasselbe steht unter der Leitung der Regierung und unter der Controle einer vom Landtage gewählten Commission. In Privilegienangelegenheiten sind die Liechtensteiner den Österreichern vollkommen gleich gestellt. Österreichisch-ungarische Privilegien gelten auch im Fürstenthume.

Hervorragende Verdienste hat sich Fürst Johann II. um das Armenwesen und die Wasserschutzbauten in seinem Lande erworben. Zu dem Landesarmenfonds, der von der Landesbehörde verwaltet wird, und aus dessen Zinsen die Gemeinden Subventionen empfangen, gründete der Fürst im Jahre 1887 einen Landeswohlthätigkeitsfonds, dessen Zinsen für besondere Fälle, die nicht in das Gebiet der Gemeindearmenpflege gehören, bestimmt sind. Für die Wasserschutzbauten am Rhein, deren Beaufsichtigung der Regierung vorbehalten ist, gewährte Johann II. ein bedeutendes unverzinsliches Darlehen, welches eine rationelle Herstellung derselben ermöglicht.

Haben Verfassung und Verwaltung im Fürstenthume Liechtenstein im großen und ganzen Ähnlichkeit mit den Einrichtungen der übrigen europäischen Staaten, so finden wir doch gewisse Abweichungen, die Beachtung verdienen. Es sind zumeist Vorzüge, bei deren Betrachtung man den stillen Wunsch hegt, sie auch in den eigenen Staat herübergepflanzt zu sehen. Allein die Sache erscheint nur deshalb so leicht durchführbar, weil der Überblick in einem so kleinen Staate sich von selbst ergibt, während in unserem ausgedehnten Gemeinwesen eine Unzahl von Nebenbedingungen berücksichtigt werden müssen, die oft die besten Anordnungen geradezu unmöglich machen. Interessant ist der Einblick in solch enge Verhältnisse immerhin. Und namentlich das Fürstenthum Liechtenstein, das so viele Beziehungen zur österreichischen Reichshälfte hat, dessen Fürst auch bei uns sich großer Verehrung und Beliebtheit erfreut, das man in manchen Zweigen seiner Verwaltung geradezu als Glied unserer Monarchie bezeichnen kann, mit seinen historischen Sympathien zum habsburgischen Staate, es ist speciell für den Österreicher ein Land, dem er nicht minder zugethan ist als seiner eigenen Heimat.

Wien. Dr. Karl Huffnagl.





Österreichische und Ungarische Bibliographie.

Verzeichnis der in den Programmen der österreichischen Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen über das Schuljahr 1898/99 veröffentlichten Abhandlungen.

(Fortsetzung.)

Neubydžov. Staats-Real- und Obergymnasium. Honza Johann: Paměti o školách v král. věnném městě Novém Bydžově. (Část II.) (Das Schulwesen in der königl. Leibgedingstadt Neubydžov. II. Theil.) 41 S.

Neuhaus. Staats-Gymnasium. Novák, Dr. Josef: Katalog knihovny učitelské. (Část II.) (Katalog der Lehrerbibliothek. II. Theil.) 22 S.

Pilgram. Staats-Gymnasium. 1. Naše smuteční slavnost. (Unsere Trauerfeier. Der Tod Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Elisabeth. Ein Gedenkblatt zum 10. September 1898.) 3 S. — 2. Petrů Wenzel: Jubilejní nadání Jeho Veličenstva císaře a krále Františka Josefa I. (Jubiläumsstiftung Sr. k. und k. Apostolischen Majestät des Kaisers und Königs Franz Josef I.) 12 S.

Pilsen. Staats-Gymnasium (mit deutscher Unterrichtssprache). Nowak Wenzel: Katalog der Lehrerbibliothek. (II. Fortsetzung.) 49 S.

Staats-Gymnasium (mit böhmischer Unterrichtssprache). Malý Johann: Katalog knihovny professorské. (Část II.) (Katalog der Lehrerbibliothek. II. Theil.) 24 S.

Pisek. Staats-Gymnasium. 1. Ke dni 2. prosince 1898. (Ein Festgedicht zu dem 2. December 1898.) 1 S. — 2. Jubilejní slavnost dne 2. prosince 1898. (Das Jubiläumsfest am 2. December 1898.) 6 S. — 3. Lukeš Josef: Euripidovy Prosebnice. (Část II.) (Übersetzung der Hiketiden des Euripides. II. Theil.) 21 S. — 4. Nedvídek Josef: † Prof. Václav Babánek. (Professor Wenzel Babánek. Nekrolog.) 1 S.

Příbram. Staats-Real- und Obergymnasium. Volek Eduard: Katalog bibliotheky professorské. (Dokončení.) (Katalog der Lehrerbibliothek. Schluss.) 31 S.

Raudnitz. Staats-Gymnasium. Procházka Karl: Seznam knihovny učitelské. (Část II.) (Katalog der Lehrerbibliothek. II. Theil.) 28 S.

Reichenau. Staats-Gymnasium. Skákal Johann: Katalog knihovny učitelské. (Katalog der Lehrerbibliothek.) 22 S.

Reichenberg. Staats-Gymnasium mit Unterrealschulclassen. 1. Grünes Josef: Rede an die Schüler zur Feier des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef I. 11 S. — 2. Schuberth Friedrich: Katalog der Lehrerbibliothek. (Fortsetzung und Schluss.) 29 S.

Rokycan. Communal-Gymnasium. Sigmond Ign.: Dějiny ústavu. (Die Geschichte der Anstalt.) 14 S.

Saaz. Staats-Gymnasium. Merten Josef: Katalog der Lehrerbibliothek. 30 S.

Schlan. Staats-Gymnasium. Petřík, Dr. Wenzel: Lukianův Sen, Charon, Prometheus. (Lukians Traum, Charon, Prometheus ins Böhmische übersetzt.) 22 S.

Smichow. Staats-Gymnasium. Schimek Fridolin: Ein Rückblick auf das erste Vierteljahrhundert des k. k. Staats-Gymnasiums mit deutscher Unterrichtssprache in Smichow. 24 S.

Tabor. Staats-Gymnasium. 1. Staněk Josef: Řeč k žákům při smuteční slavnosti, konané za Její Veličenstvo zvěčnělou císařovnu a královnu Alžbětu. (Rede an die Schüler, gehalten bei dem Trauergottesdienste für Ihre Majestät die Kaiserin und Königin Elisabeth. (Ein Gedenkblatt zum 10. September 1898.) 4 S. — 2. Sulc Johann: Řeč k žákům ústavu při oslavě Nejvyššího jubilea panovnického. (Rede des Directors, gehalten anlässlich des Allerhöchsten Regierungsjubiläums. Ein Festblatt zum 2. December 1898.) 10 S. — 3. Sedláček August: Klášter sv. Maří v Svatém poli. (Das Marienkloster im Heiligen Felde [lat. Sacer campus].) 11 S.

Taus. Staats-Gymnasium. 1. Stolovský, Dr. Edv.: K jubilejnímu dni padesátiletého panování J. V. císaře a krále Františka Josefa. (Festgedicht zu dem Jubiläumstage der fünfzigjährigen Regierung Sr. k. und k. Majestät des Kaisers und Königs Franz Josef I.) 2 S. — 2. Seznam spisů v knihovně učitelské. (Část II.) (Katalog der Lehrerbibliothek. II. Theil.) 20 S.

Teplitz-Schönau. Staats-Real- und Obergymnasium. 1. Reichelt Eduard: Katalog der Lehrerbibliothek. (I. Theil.) 26 S. — 2. Müller Karl: Eine Thierreise. 3 S.

Königliche Weinberge. Staats-Gymnasium (mit deutscher Unterrichtssprache). Singer, Dr. Maximilian: Beobachtungen über das Lichtklima von Prag und seiner Umgebung. 16 S.

Staats-Gymnasium (mit böhmischer Unterrichtssprache). 1. Ein Festblatt zum 2. December 1898 mit einem Porträt-Medaillon. — 2. Dušek V. J.: Padesátileté panování Jeho Veličenstva císaře Františka Josefa I. (Die fünfzigjährige Regierung Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef I.) 45 S. — 3. Ein Gedenkblatt zum 10. September 1898. — 4. Profesor František Hrbek. (Professor Franz Hrbek. Nekrolog.) 8 S.

Wittingau. Staats-Untergymnasium. 1. Ein Festblatt zum 2. December 1898. — 2. Charvát Ign.: Seznam knihovny učitelské. (Část I.) (Katalog der Lehrerbibliothek. I. Theil.) 22 S. — 3. Ein Gedenkblatt zum 10. September 1898.

Brünn. Erstes deutsches Staats-Gymnasium. Schwertassek Karl: Katalog der Lehrerbücherei. (I. Theil.) 28 S.

Zweites deutsches Staats-Gymnasium. Nathansky, Dr. Alfred: Die Verwertung der hellenischen Philosophie im Gymnasialunterrichte. 13 S.

Staats-Obergymnasium (mit böhmischer Unterrichtssprache). Kapras Johann: Seznam spisů v učitelské knihovně. (Pokračování.) (Katalog der Lehrerbibliothek. Fortsetzung.) 30 S.

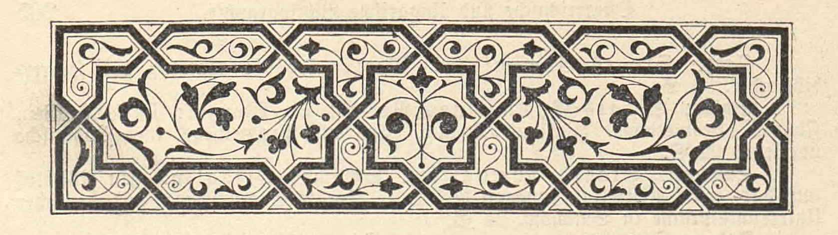
Gaia. Communal-Gymnasium (mit böhmischer Unterrichtssprache). 1. Ein Gedenkblatt zum 10. September 1898. 1 S. — 2. Sedláček, Dr. Josef: Úryvek z Appianových dějin římských. (Ein Abriss aus der römischen Geschichte Appians.) 18 S.

Ungarisch-Hradisch. Staats-Obergymnasium (mit deutscher Unterrichtssprache). Nevěřil Johann: Die Gründung und Auflösung der Erzdiöcese des heil. Methodius, des Glaubensapostels der Slaven. (Fortsetzung des Aufsatzes im Programm des Schuljahres 1896/97.) 22 S.

Staats-Gymnasium (mit böhmischer Unterrichtssprache). 1. Hrozek Ignaz: Seznam spisů, chovaných v knihovně učitelské. (Část II.) (Katalog der Lehrerbibliothek. II. Theil.) 38 S. — 2. Zahradník Josef: Zpráva o oslavení Nejvyššího jubilea na ústavě. (Die Feier des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums Sr. k. und k. Apostolischen Majestät an der Anstalt.) 5 S.

(Schluss folgt.)





Österreichische und Ungarische Dichterhalle.

Übersetzungen aus dem Polnischen von Robert Braune.

Gottschee.

Wechselrede.

Von Stephan Garczyński.

Komm her, mein Kind!" Da läuft sie schon.
„Sag', liebst Du mich?" „„Ach ja! Und sehr!""
„Wie Mutter, Bruder?" „„Anders! Mehr!
Ich möcht' Euch dienen ohne Lohn,
Euch helfend stets zur Seite stehn,
Mein Hab und Gut und mehr noch tauschen
Für Euch! Wenn nachts die Bäume rauschen,
Vorm Fenster Winde klagend weh'n,
Dann überschleicht mich bittres Leid —
Wie wein' ich, dass Ihr ferne seid!""

„Kind, schwer versündigst Du Dich so!"
„„Wie sagt Ihr? Schwer? Ich glaub's nicht! Geht!
Schließ' ich Euch morgens ins Gebet
Nicht ein, so werd' ich tags nicht froh!
Und ruf' ich abends mir zurück,
Was Ihr gesprochen, macht's mich selig!
Ich wünschte, heftig weinend mählig,
Es nähm' dies kurze, karge Glück
Kein End', und ewig möcht' ich weinen!""

„Schlimm, Kindchen, schlimm! Ich sollte meinen,
Du dächtest an gescheitre Dinge,
So will es Gott!" „„Wenn ich mich schwinge
Zum Himmel auf, erblick' ich Euch!
Hatt' mir's auch übel ausgelegt,
Doch hört' ich Stimmen flüstern weich:
O, lieb', solang Dein Herz noch schlägt!""

Da schwieg ich jäh. Die Sonne schwand,
In dunkler Dämmrung lag 's Gemach,
Und sonderbar bewegt empfand
Ich, dass mein ganzer Sinn sich brach;
Und wie sie auf mein „Schlimm, o Kind!"
„Ich lieb' Euch!" stets zur Antwort gibt,
Küss' ich ihr Hand und Mund geschwind
Und bin ins Mädchen schon verliebt.

Die Kirschen.

(Volkslied.)

Rose trug Begehr nach Kirschen,
Aber — ihre Tasch' war leer,
Hans hatt' einen vollen Garten,
Nur — das Bitten fiel ihr schwer!
Die Gelegenheit zu nützen,
Öffnete sie leis die Thür,
Stahl sich lautlos durchs Gehege,
Pflückte Kirschen für und für.
Hans bemerkte bald den Schaden,
Hatte Spatzen im Verdacht,
Richtete 'ne Vogelscheuche
In dem Gärtchen auf zur Wacht;
Rose kümmert sich drum wenig,
Bricht sich glücklich wieder Bahn,
Lächelt über ihre Schlauheit,
Stiftet neues Unheil an.
Hans bedacht', was für ein kecker
Schnabel hier wohl hielte Schmaus,
Sann auf eine andre Falle,
Sah dabei vergnüglich aus;
Statt des Strohmanns stellte selber
Er sich untern Baum als Hut,
Hüllt' sich in die alten Lumpen,
Machte seine Sache gut.
Rose beugt gewohnterweise
Niederwärts die Äste leicht —
Ha, da hat die arge Schelmin
Schon sein starker Arm erreicht!
Wie's bei solchen Dingen billig,
Strafte er den losen Dieb,
Rose weinte, greinte anfangs,
Fügt' sich aber bald — und blieb.

Himfys Lieder.

Lustspiel in drei Aufzügen und einem Vorspiel.

Aus dem Ungarischen des Árpád v. Berczik übersetzt von Emil Kumlik.

Budapest. (Fortsetzung.)

Erster Aufzug.

Rosas Wohnzimmer.

Erster Auftritt.

Annuschka.

Annuschka (fegt eifrigst das Zimmer und sucht die zerstreut umherliegenden Papierschnitzeln zusammen). Schon so spät! Hab' viel Zeit vertrödelt . . . O Du mein Gott! Jetzt soll nur die Frau Tante kommen und sehen, dass ich mit dem Aufräumen noch nicht fertig bin — das wird wieder einen Auftritt geben! Na ja, meine Gedanken sind auch nie bei der Sache, sondern immer ganz anderswo. (Läuft nach links, wo sie durchs Schlüsselloch lugt.) Dort sitzt er, der Peter, und schreibt Verse an Rosa. Denn er ist in Rosa verliebt. Mich hat er noch nie angedichtet. Fällt ihm gar nicht ein. Mich sieht er gar nicht an. Wer sollte sich auch um mich arme Waise kümmern, die vom Gnadenbrote der Frau Tante lebt? (Erschrickt.) Himmel! Ich dachte schon, es wäre die Frau Tante! Vorwärts! Arbeiten! Aufräumen! Das viele Papier, nichts als Papier! Stammt alles vom Peter! Lauter Verse, die er zerrissen hat, weil sie ihm selber zu schlecht waren. Und ich sammle sie mir zur Erinnerung. Kein Stück dieser Papiere geht mir verloren. Es ist ja alles von ihm, von meinem . . . vom Herrn Peter! (Liest.)

Und Dein Händchen ist so klein,
Dass ich bin vernarrt darein. (Wie früher.)

Das kleine Händchen! Natürlich Rosas Hand! Die hat leicht klein zu sein. Sie rührt ja nichts an! Müsste sie sich nur plagen wie ich! O Peter, Peter! (Durchs Schlüsselloch sehend.) Und er dichtet noch immer. Muss das aber schwer sein! Er ist schon ganz roth und erhitzt.

Zweiter Auftritt.

Annuschka. Ágh.

Ágh. Jungfer!

Annuschka (kreischt erschreckt auf).

Ágh. Was hat denn die Jungfer so erschreckt?

Annuschka. Ich dachte schon, es wär' die Frau Tante. Und ich mit dem Zimmer noch nicht fertig! Da wird sie wieder schimpfen! Wie ein alter Lateiner. „Per amorem!" wird sie schreien. „Tummle Dich, sonst mach' ich Dir flinke Vorderfüße!"

Ágh. Ja, die gnädige Frau Tante! Solang sie „Per amorem!" sagt, ist's noch gut. Wehe aber, wenn sie mit „Canis mater!" anfängt!

Annuschka. O Du mein Gott! Da beginnt auch schon das strenge Gericht! Klips, klaps!

Ágh. Das ist 'ne Hausfrau! Potzkreuztürkenelement! Die hat Schneid'! Was sie befiehlt, das muss geschehen. Ihr widersetzt sich niemand. Auch ich hab's vergebens versucht . . .

Annuschka. Wann denn?

Ágh. Frag' mich die Jungfer lieber gar nicht! Zu einer garstigen Sach' hat sie mich überredet. Ich hab' müssen das Vertrauen eines braven Menschen missbrauchen. Ehrlos hat sie mich gemacht! Wär' ich nur beim gnädigen Herrn Rosty geblieben! Dort hätt' ich solche Dinge nicht zu thun gebraucht.

Annuschka. Na, liebster Herr Hofrichter, sagen Sie mir's, bitte, bitte! Ich möcht' es so gerne wissen!

Ágh. Was der Jungfer nicht einfällt! Einem Kind wird man so etwas an die Nase binden! Geh' die Jungfrau nur hinein, und melde sie mich der gnädigen Frau! Ich hab' einen Brief, sie weiß schon woher.

Frau Biró (draußen). Canis mater! (Lärm.)

Annuschka (erschrocken). Canis mater!

Ágh. Die Gnädige.

Annuschka. Klips, klaps! Hören Sie's? Das ist das strenge Gericht. Die Frau Tante! (Räumt emsig auf.)

Dritter Auftritt.

Vorige. Frau Biró.

Frau Biró. Per amorem! Bist mit dem Zimmer noch nicht fertig? Gleich mach' ich Dir flinke Vorderfüße!

Annuschka. Ich bin ja schon fertig, Frau Tante! Gleich bin ich fertig —

Frau Biró. Fertig — fertig! (Erblickt ein Papierschnitzel.) Das heißt man aufräumen? Da liegt der ganze Kehricht! Und der Sessel da? Gehört der hierher? Und . . . per amorem! (Hebt eine kleine Feder auf.) Die vielen Federn!

Annuschka. Eine einzige.

Frau Biró. Und das wäre nicht genug! Soll vielleicht eine ganze Bettstatt verstreut umherliegen? O diese Mädeln von heute! Zu meiner Zeit hätte man so faulen Leuten flinke Vorderfüße gemacht! Canis mater!

Annuschka. Canis mater! (Läuft erschrocken davon.)

Vierter Auftritt.

Frau Biró. Ágh.

Frau Biró. Na, die heutige Jugend! Ecce . . . dass man endlich einmal daheim ist! Habt wieder in der Stadt schön die Zeit vertrödelt! Wo war man denn gestern abends?

Ágh. Zuhaus war ich.

Frau Biró. Und bei mir hat man sich nicht gemeldet — natürlich!

Ágh. Euer Gnaden, das halt' ich nicht länger aus! Befrei' mich die gnädige Frau schon einmal aus dieser niederträchtigen Betrugsgeschichte! Ich halt's nicht länger aus!

Frau Biró. Ecce, ecce! Er lamentiert schon wieder! Ich hab's genug! . . . Wo ist der Brief? Hat Er einen Brief, oder hat Er keinen?

Ágh. Ich hätt' schon einen, aber . . .

Frau Biró. Aber Er will ihn nicht herausgeben. Na, her damit! Ich muss den Brief haben und auch die Verse!

Ágh. Wenn ich nur wüsste, wozu Euer Gnaden die Verse brauchen!

Frau Biró. Die werden einfach confisciert.

Ágh. Das ist ja eine Veruntreuung fremden Gutes! Und ich bin der Helfershelfer!

Frau Biró. Ihr seid ein braver, ehrlicher Alter, der seine Pflicht erfüllt. Man hat Euch insgeheim ersucht, Ihr sollt von Zeit zu Zeit gewisse Verse auf den Tisch meiner Nichte Rosa schmuggeln. Ich hab' Euch gleich bei der ersten derartigen Manipulation ertappt und zur Verantwortung gezogen. Da habt Ihr mir gestanden, dass der Oberlieutenant Kisfaludy diese Verse vom Ausland herschickt. Ich habe sie confisciert und Euch befohlen, alles, was von ihm kommt, Briefe und Gedichte, mir so rasch als möglich einzuhändigen. Das Mädel ist seit dem Tode ihres Vaters meiner Sorgfalt anvertraut. Ich bin für sie verantwortlich und kann nicht dulden, dass man ihr hinter meinem Rücken den Kopf verdreht!

Ágh. Meine Pflicht aber wär's gewesen, die Verse dem Herrn Oberlieutenant zurückzuschicken und ihm zu schreiben, er solle von mir nichts Unrechtes verlangen. Wenn der einmal heimkommt und von mir über seine Briefe Rechenschaft fordert, wie soll ich ihm dann vor die Augen treten?

Frau Biró. Der kommt nie mehr nach Haus. So ein Krieg gibt seine Leute der Heimat nicht leicht wieder.

Ágh. Hat er nicht erst neulich geschrieben, dass er seinen Officiersrang niederlegen und hernach heimkehren wolle?

Frau Biró. Larifari! Halt' Er mir keine Kanzelreden, sondern geb' Er sofort den Brief her! (Nimmt ihm den Brief weg.) Was steht darin? Sechs Verse! Bravo! Das kommt zur rechten Zeit. Es war lang nichts Neues mehr da . . . das Fräulein hatte schon keine frische Lectüre mehr. Jetzt soll sie wieder ihre Freude haben. Wunderschöne Verse! Wirklich wunderschön!

Ágh. Armer Herr Oberlieutenant! Er meint, seine Gedichte ergötzen das Fräulein Rosa, und derweil hat die Gnädige ihre Freude daran!

Frau Biró. Taceas! Kein Wort darüber, weder zu Rosa noch zu Peter! Sie dürfen nichts ahnen. Wenn der Herr Oberlieutenant

ehrliche Absichten hat, soll er nicht mit Versen Schmuggel treiben, sondern sich auf gehörige Weise an mich wenden!

Ágh. An Euer Gnaden? Da käm' er an die richtige Adresse! Euer Gnaden haben ja das Fräulein für den jungen Herrn Peter bestimmt.

Frau Biró. Alter! Steck' Er seine Nase nicht in Familienangelegenheiten! (Liest weiter.) Ha! Was ist das? Da in seinem Brief kündigt er an, dass er den Friedensschluss nicht abwarten, sondern seinen Abschied nehmen und nach Hause kommen wolle!

Ágh. Hab' ich's nicht immer gesagt? Er kommt und wird mich zur Verantwortung ziehen. Wie soll ich ihm Rechenschaft geben, ich, der ungetreue Hüter seines Schatzes, den er mir anvertraut hat? Was soll ich ihm antworten?

Frau Biró. Er ist einfach meinem Befehl gefolgt. Fragt er mich, so weiß ich schon, wie ich ihm Rede stehe! . . . Und jetzt geh' Er an seine Arbeit!

Ágh. Ihr Heiligen, erbarmt Euch meiner armen sündigen Seele! (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Frau Biró. Peter. Zuletzt Annuschka.

Frau Biró. Nun wären wir zur Genüge mit Gedichten versehen. Sechs Verse! Das reicht für zwei Wochen aus. (Ins Nebenzimmer rufend.) Peter, Peter! So komm doch schon!

Peter. Es geht nicht, Frau Tante, es geht einmal nicht! (Auf ein Blatt Papier zeigend.) Da! Seit geschlagenen drei Stunden plag' ich mich und bin nicht imstande, auch nur einen Vers herauszuquetschen.

Frau Biró. Ist auch gar nicht nöthig. Hab' wieder einige in meiner Schublade gefunden. Einer schöner, seelenvoller und sangbarer als der andere. Lauter Verse zum Steinerweichen!

Peter. Die Verse sind wohl schön, weniger schön aber ist, was ich seit einem halben Jahre treibe. Mit fremden Federn muss ich mich schmücken, um Rosa zu erobern.

Frau Biró. Das ist nur eine kleine Kriegslist, weiter nichts. Die Schwärmerei Rosas hat uns dazu gezwungen. Sie liest den ganzen Tag Gedichte und Romane und glaubt die wahre Liebe nur in Büchern zu finden.

Peter. Und mich wollte sie gar nicht sehen.

Frau Biró. Glücklicherweise fand ich in der Schublade diese Poesien. (Verlegen.) Ganz von ungefähr — ein günstiger Zufall. (Mit Nachdruck.) Mein seliger Gatte schrieb sie einst an mich.

Peter. Hätte nie geglaubt, dass der Herr Onkel als Fiscal so schöne Verse machen konnte!

Frau Biró. Der konnte und verstand alles, was er wollte. Ecce! Ich betrachtete diesen halbvergessenen Fund als einen Wink des Schicksals. Du schreibst die Gedichte der Reihe nach ab, und wir bringen sie dem schwärmerischen Mädel kleinweise bei, als wenn Du sie verfasst hättest.

Peter. Frau Tante meinen es wirklich so gut mit mir!

Frau Biró. Wie sollt' ich nicht? Bist Du nicht der nächste Anverwandte und überdies das treue Ebenbild meines theuern Gottseligen? . . . So oft ich Dich ansehe, fällt er mir ein. Ich hab' mir auch fest vorgenommen, seiner Familie aufzuhelfen. Du bist sein Stammhalter und wirst die Familie Szalóky wieder auf die Beine bringen. Das ist mit Hilfe Rosas leicht möglich.

Peter. Ja, wenn ich sie nur bekomme!

Frau Biró. Du bekommst sie, hast sie ja schon fast. Die schönen Verse haben die gewünschte Wirkung. Noch eine, zwei Wochen, und sie sagt Ja.

Peter. Ich schäme mich aber, und mir ist manchmal so bange! Nach der Hochzeit muss sie's doch einmal erfahren, dass ich nicht dichten kann.

Frau Biró. Sancta simplicitas! Nach der Hochzeit stellt man doch nicht im Versemachen seinen Mann! . . . Da sind die neuen Gedichte. Setze Dich, und schreib eines ab!

Peter. Wie fruchtbar der Herr Onkel als Dichter war!

Frau Biró. Dort in die Nische setze Dich an ihren Tisch zwischen ihre Blumen, und wenn sie kommt, thu so, als ob Du diese Verse gerade erst zur Welt brächtest!

Peter (aufstehend). Aber dann, Frau Tante —

Frau Biró. Kein Aber! Ich übernehme vor Gott und den Menschen jede Verantwortung. Sie entfremdet sich ja die besten Freier. Heute ist sie noch ein schönes Mädchen, aber die Jahre gehen rasch vorüber. Soll ich etwa ruhig zusehen, wie sie sitzen bleibt? . . . Sie kommt! In die Nische, an ihren Tisch! Ich setze mich mit meiner Handarbeit hierher.

Annuschka (mit Tellern über die Scene).

Frau Biró. Wer ist's?

Annuschka. Ich, Frau Tante! Die Teller trag' ich ins Speiszimmer.

Frau Biró. Seit wann führt der Weg hier durch? Canis mater!

Annuschka. Ich geh' ja schon — geh' ja schon. (Beiseite.) Wollte ja nur ihn sehen. O Peter! (Ab.)

Sechster Auftritt.

Rosa. Frau Biró. Peter (in der Nische).

Rosa (ein Buch in der Hand, nachdenklich). Petrarca, Petrarca, wer kann so lieben, wie Du liebtest!

Frau Biró. Woher des Weges, mein Kind?

Rosa. Aus dem Walde.

Frau Biró. Hast natürlich wieder geträumt und geschwärmt?

Rosa. Träumen! Wie wohl das thut! Die rauhe Wirklichkeit so ganz und gar zu vergessen!

Frau Biró. Liebste Rosa, mein theures Kind, wie kannst Du so sprechen? Ist denn das Leben wirklich so bitter, so düster? Du bist schön, bist reich, aus vornehmer Familie — kannst Dir unter den stattlichsten, bravsten Jungen einen erwählen.

Rosa. Wer an Männertreue glauben könnte!

Frau Biró. Per amorem! Sprich nicht so! Bisher wollt' ich Dich zu nichts nöthigen, jetzt aber muss ich endlich einmal energisch mit Dir reden. Das ist meine Pflicht als Vormündin und liebende Tante . . . Es gibt einen Mann, der Dich wahrhaftig liebt.

Rosa (halb für sich). Wahrhaftig? . . . Leander liebte Hero wahrhaftig, Romeo wahrhaftig seine Julia — aber heutzutage? Die wahre Liebe ist aus der Mode gekommen. Man schneidet die Cour, man tändelt und kokettiert, man spielt Verliebtsein, aber die Liebe, die echte, einzige und ewige, findet sich nur mehr in Büchern, in der Phantasie des Dichters! O Leander!

Frau Biró. Na, Oleander hat seine Hero auch nicht mehr geliebt, als Dich der Peter gern hat.

Rosa. Wirklich? Das ist sehr schön von ihm. Seine Klagen sind recht ergreifend und zeigen, dass er edler Empfindungen fähig ist. Ich hätte ihm dergleichen nie zugemuthet. Sein schlichtes Wesen verräth nichts von besonderer Gemüthstiefe.

Frau Biró. Du hast ihn zum Dichter gemacht!

Rosa. Ich achte und schätze ihn ja. Seine Treue und Zärtlichkeit rühren mich, aber . . .

Frau Biró. Aber?

Rosa. Noch nicht — mit der Zeit vielleicht — jetzt noch nicht!

Frau Biró. Mit der Zeit! Per amorem! Auch seine Ausdauer ist nicht unerschöpflich. Du machst ihn Dir abwendig wie alle übrigen. Ecce! Wir haben ihn gar nicht bemerkt. Dort sitzt er ja auf seinem Lieblingsplätzchen, in Deiner Nische. Er ist ganz vertieft. Er schreibt. Gewiss ein Gedicht an seine Rosa.

Rosa. Wie interessant! Ich sah noch nie einen Dichter bei der Arbeit, im weihevollen Augenblicke der Begeisterung, da der Poet mit seinen Göttern verkehrt . . . Pst! Stören wir ihn nicht!

Peter. Wer ist da? — Vergebung!

Frau Biró. Entschuldige die Störung, Peter . . .

Peter. Es ist an mir, um Entschuldigung zu bitten, dass ich in dieses Heiligthum gedrungen bin.

Frau Biró. Rosa verzeiht Dir gerne. Hast gewiss auch da nur von ihr geträumt und sie besungen. Wirklich — ein Gedicht! Das müssen wir sofort lesen!

Peter. Nein . . . nein! Es ist noch nicht fertig.

Frau Biró. Wir wollen es hören! Lies es nur vor, lieber Peter!

Rosa. Der Dichter soll uns sein jüngstes Werk vortragen!

Peter. Verlangen Sie das nicht!

Frau Biró. Rosa wünscht es, ergo musst Du gehorchen. Nur vortragen! Keine falsche Scham!

Peter (beginnt gezwungen, wobei ihm Frau Biró fortwährend Muth zuspricht, später mit wachsendem Feuer).

Tage kommen, Tage gehen,
Doch mein Kummer weichet nicht,
Und die Stunden rasch verwehen,
Nur ins Herze dringt kein Licht.
Vulcans Feuer kann verfliegen,
Nimmer meines Innern Glut;
Neptuns Wässer, sie versiegen,
Doch nicht meiner Thränen Flut;
Wälder, Wiesen grünen wieder,
Himmelssterne fallen nieder,
Selbst das Glück ist wandelbar,
Nur mein Leid weilt immerdar.

Rosa (nimmt das Papier). Dank! Wie innig und wahr das klingt!
Wälder, Wiesen grünen wieder,
Himmelssterne fallen nieder,
Selbst das Glück ist wandelbar,
Nur mein Leid weilt immerdar.

Frau Biró (zu Rosa). Was fehlt Dir, mein Kind?

Rosa (ergriffen). Es gieng mir sehr zu Herzen. Diese Verse sind der Wiederhall meines Inneren . . . Schade, dass Sie diese lieblichen Gedichte nicht in Druck legen! Wie oft bat ich Sie schon darum! Selbst wenn mein Wunsch bloß eine Laune oder pure Eitelkeit wäre, müssten Sie ihn doch längst erfüllt haben.

Peter. Sie verlangen Unmögliches. (Beiseite.) Ich kann doch die Verse des Herrn Onkels nicht unter meinem Namen herausgeben.

Frau Biró. Er dichtet ja nur, um Dir zu gefallen.

Rosa. Es sollen aber auch andere ihre Freude daran haben! Ich will es! Verstehen Sie, Peter, ich will es!

Frau Biró. Rosa, dahinter steckt etwas! Ich höre diese Forderung nicht zum erstenmal.

Peter. So oft ich Rosa bitte, mich zu erhören, antwortet sie immer: Ja, ja, aber erst wenn die Gedichte im Druck erschienen sind . . .

Rosa. Das sag' ich auch jetzt. Dieses Buch sei mein Brautgeschenk! Dann bin ich die Ihrige.

Frau Biró. Gibst Du Dein Wort darauf?

Rosa. Was ich sage, dafür stehe ich ein.

Frau Biró. Höre mich an, Rosa . . .

Siebenter Auftritt.

Vorige. Jolán. Kálmán. Rosty.

Jolán. Rosa! Liebste Tante Marie!

Frau Biró (beiseite). Die hätten nicht ungelegener kommen können! (Laut.) Schön, dass Ihr uns heimsucht. Seid herzlich willkommen!

Rosty. Ein wahres Wunder, dass wir mit heiler Haut hierher gelangt sind! Mein Herr Schwiegersohn hieb so verrückt in die Pferde ein, dass wir uns zehnmal hätten das Genick brechen können.

Kálmán. Ich wollte das gute Vesperbrot nicht versäumen. Was das Umwerfen anbelangt, gibt es nichts zu fürchten. Im ganzen Comitate findet man keinen besseren Fahrer als mich.

Rosty. Hast recht. Stolz lieb' ich den Ungar! Unter Kutschern der erste zu sein, ist auch nicht zu verachten.

Jolán. Beleidige der Herr Vater nicht fortwährend meinen lieben Gatten!

Rosty (unwillig). Deinen Gatten!

Frau Biró. Onkel Toni hat sich, wie es scheint, noch immer nicht darein gefügt?

Kálmán. Leider nicht! Er hält mich dieses Schatzes nicht würdig.

Jolán. Der Schatz bist Du — mein Schatz!

Frau Biró. Wenn die Frau so spricht, muss es wahr sein.

Rosty. Ich hab' ja nichts dagegen. Widerspruch wäre ohnehin vergebens.

Kálmán. Und dabei denkt sich der Herr Schwiegervater: Ei, wenn Jolán doch lieber den Kisfaludy bekommen hätte!

Rosty. Armer Junge! Wenn er erfährt, dass sie verheiratet ist, sie, die er . . .

Jolán. Bitte! Hör' doch der Herr Vater schon einmal mit solchen Reden auf! Sándor war nie verliebt in mich, er machte mir bloß so den Hof.

Rosa. Das ist auch meine Meinung. Kisfaludy ist der wahren Liebe überhaupt nicht fähig. Es gibt leider solche Menschen.

Rosty. Wie? Ein Mann, der solche Verse macht, sollte nicht zu lieben verstehen? „Wie der Hirsch, vom Pfeil getroffen . . ."

Kálmán. Schon wieder der Hirsch! Ist er denn noch immer nicht verblutet? Ich bin dieses Wildbret schon längst satt.

Rosty. Dich interessieren bloß die Schafe, die Schweine und der Stall.

Kálmán. Der Herr Schwiegervater kann mir niemals verzeihen, dass ich nicht so gerathen bin, wie sein Sohn hätte gerathen müssen — wenn der Herr Schwiegervater überhaupt einen Sohn hätte.

Rosty. Mein Sohn, ja, mein Sohn . . . der wäre Schriftsteller, Dichter geworden.

Kálmán. Und hätte schlechte Verse gemacht.

Rosty. Gut oder schlecht, ein Anfang muss gemacht werden! Trifft er es selbst nicht besser, so kommt nach ihm ein anderer und schafft etwas Gutes. Die ungarische Kunst, das ungarische Schriftthum — es muss, und es wird sich entwickeln . . . ah, davon versteht Ihr nichts, Euer Herz schlägt nicht so wie das meinige! . . . Gestatten Sie, verehrte Hausfrau, mich vom Straßenstaub zu reinigen!

Frau Biró (geschäftig). Ja freilich! Dort in die Stube! (Hinausrufend.) Annuschka! Wasser und Kleiderbürste für den Onkel Toni! Rasch, rasch — canis mater!

Annuschka (draußen). Ja, ja, Frau Tante!
Rosty. Dass ich so einen Schwiegersohn haben muss! (Ab.)

Achter Auftritt.

Kálmán. Rosa. Jolán. Peter. Frau Biró.

Kálmán. Armer Schwiegervater! Ein paar schlechte Verse könnten ihn glücklich machen. Wüsst' ich nur, wie man das anstellt, es sollte mir auf ein paar Knittelreime nicht ankommen.

Frau Biró. Wenn es bloß Versemachen gilt, das ist bei meinem Neffen Peter sehr wohlfeil zu haben. Er schreibt so viele Gedichte, dass er davon leicht etwas abgeben kann.

Jolán. Peter, Sie dichten wirklich?

Peter (verlegen). Insgeheim, nur zu meinem Privatvergnügen, mit Ausschluss der Öffentlichkeit.

Kálmán. Da wär' ich ja ein Plagiator. So etwas thu' ich nicht. Peter würde es sicher auch nicht thun. Nicht wahr?

Peter. Natürlich nicht! Um keinen Preis! (Beiseite.) O seliger Herr Onkel Pepi, o unselige Frau Tant'!

Rosa. Was Peter dichtet, ist alles ureigenes Product. Wie innig, wie süß, wie tief empfunden das klingt! Nur die Poesie macht das Dasein lebenswert, nur die Poesie!

Kálmán (Jolán umarmend). Nur die Wirklichkeit hat Wert, nur die weiche, warme Wirklichkeit.

Jolán. So machen wir Verse!

Kálmán (sie dreimal küssend). Erste Strophe — zweite Strophe — dritte Strophe.

Jolán. Wie, ein so kurzer Vers? Nicht einmal vier Strophen? (Kuss.) So ist's recht! Wie so 'n Reim schallt und klappt!

Neunter Auftritt.

Vorige. Takács. Später Annuschka.

Takács. Gott zum Gruß! Ich, Josef Takács, Rechtsanwalt des hochwürdigen Domcapitels von Vesprim, erlaube mir mit geziemendem Respect zu melden, dass eine frohgelaunte, größere Gesellschaft, die sich bis jetzt im Horváth'schen Edelhofe bei Musik und Tanz gütlich gethan hat, dieses Haus sogleich scharenweise besetzen wird. Mich hat man als Botschafter vorausgeschickt.

Frau Biró. Ecce, ecce! Das nenn' ich einen klugen Einfall! Unser Haus ist ohnehin immer so öd und verlassen. Eine kleine Auffrischung wird uns wohlbekommen. Annuschka, Annuschka!

Annuschka (stürzt herein). Zu Befehl, Frau Tante!

Frau Biró. Canis mater! Du fragst noch? Hörst Du's nicht? Gäste kommen! Marsch in die Kammer — in den Keller — in die Küche! Fässer anschlagen! Den ganzen Hühnerhof abschlachten! Man

soll sehen, dass wir Gäste zu empfangen imstande sind! Entschuldigung! Ich muss fort. Man muss ja überall selbst dabei sein, sonst geht nichts recht vonstatten. (Eiligst ab.)

Annuschka (beiseite). Er sieht mich gar nicht an! Ha! Ein Messer! Das gibt ein fürchterliches Blutbad — auf dem Hühnerhof! (Ab.)

Zehnter Auftritt.

Vorige ohne Frau Biró und Annuschka.

Jolán. Wer kommt denn alles zu Besuch?

Takács. Viele! Viele! Auch ein lieber alter Bekannter ist darunter — Sándor Kisfaludy.

Rosa. Sándor?

Takács. Er ist aus dem Heere gänzlich ausgetreten und beabsichtigt, sich in der Heimat ständig niederzulassen. Sieht prächtig aus. Kein Mensch merkt ihm die Mühseligkeiten des Feldzuges an.

Jolán (zu Kálmán). Dass Du mir dann nicht am Ende eifersüchtig wirst!

Kálmán (zu Jolán). Dass Du mir dann nicht am Ende kokettierst!

Rosa (beiseite). Er kommt hierher? Er denkt also noch an mich! (Zu den anderen.) Meine Herren und Damen, vor der Jause eine kleine Erfrischung! Bitte auf die große Veranda zu treten! (Alle außer Peter ab.)

Elfter Auftritt.

Peter.

Peter. Ein herrliches Wesen! Wenn nur diese verdammten Verse nicht wären! Oder wenn mindestens ich sie fabriciert hätte und nicht der selige Herr Onkel Josef! Muss es doch noch einmal versuchen! Es gehört ja nichts weiter dazu als eine gewisse Ader — und ein bisschen Inspiration . . . (Setzt sich.) Probieren wir's einmal! (Schreibt.)

Du bist ein kleines Täubchen,
Ich bin in Dich verliebt . . .

Na, „Täubchen“ und „verliebt“, das reimt sich nicht gerade schön! (Wirft das Papier weg.)

Zwölfter Auftritt.

Peter. Annuschka.

Annuschka (hereinblickend, für sich). Er schreibt schon wieder — Verse! (Tritt ein und macht sich im Zimmer zu schaffen.)

Peter. Ei, Du bist's, Annuschka?

Annuschka. Stör' ich vielleicht?

Peter. Gewiss! Jetzt ist wieder alle dichterische Inspiration pfutsch — und ich war schon so schön darin!

Annuschka. Worin?

Peter. Im Versemachen.

Annuschka. Verse — natürlich wieder an Rosa?

Peter. An sie! . . . (Versucht zu schreiben, wirft ein Blatt Papier nach dem anderen weg.) Es geht nicht . . . auch so geht's nicht . . . es geht überhaupt nicht. (Wischt sich die Stirne.)

Annuschka. Das Versemachen muss aber ein schweres Stück Arbeit sein! Wie man dabei schwitzt! Warum plagen Sie sich denn auch so viel, wenn Sie's nicht können? Lassen Sie's einfach bleiben! Wegen dieser Rosa sollen Sie sich nicht gar so stark anstrengen!

Peter. Sprich keinen Unsinn! Ich sollte nicht zu dichten verstehen? Wer wagt das zu behaupten? Wenn's der selige Herr Onkel Pepi verstand, versteh' ich's auch.

Annuschka. Vielleicht geht es Ihnen nur darum so schwer, weil Sie Rosa andichten wollen . . . bei einer anderen wär's am Ende leichter.

Peter. Es ist auch so keine Hexerei dabei . . . man braucht nur . . . hm . . . es handelt sich hauptsächlich um die Reime. Hat man die einmal, so kommt der Vers von selber . . . Ja, der Reim, der Reim! . . . Ich hab' schon einen! „Röschen — mein Bäschen . . . Rosa mein — Blümelein" . . . Da hast Du's! Vier Reime! Und ganz prächtige dazu! Jetzt werden wir gleich den ganzen Vers haben. (Schreibt; dann declamierend.)

Du bist und bleibst mein Röschen —

Annuschka. Ich?

Peter. Aber nein — die Rosa! (Fortfahrend.)

Und auch mein schönstes Bäschen.
Ich liebe Dich, o Rosa mein,
Du duftig-schönes Blümelein!

Annuschka. Ich — Ihr Blümelein?

Peter. Die Rosa — die Rosa!

Annuschka. Immer nur die Rosa! So ein schlechter Vers! (Will weglaufen.)

Peter (sie zurückhaltend). Wie? Mein Gedicht wagst Du schlecht zu nennen?

Annuschka. Nicht das Gedicht ist schlecht — sondern . . .

Peter. Sondern?

Annuschka. Schlecht ist's von Ihnen, dass Sie Ihre Verse immer nur an Rosa dichten.

Peter. An wen sonst?

Annuschka. Lassen Sie mich! Ich muss fort, der Strudel verbrennt! Die Frau Tante bringt mich um! (Reißt sich los. Zwischen der Thüre.)

Ich liebe Dich, o Rosa mein,
Du duftig-schönes Blümelein . . .

Mich wird man niemals in so herrlichen Versen besingen! (Ab.)

Peter. Verrücktes Mädel!

Dreizehnter Auftritt.

Ágh. Peter.

Ágh (läuft erschrocken herein). Herr Peter, Herr Peter! Wo ist Ihre Gnaden, die gnädige Frau?

Peter. Was ist Euch, Alter? Reitet Euch der Teufel, dass Ihr so außer Athem seid?

Ágh. Wie sollt' ich nicht außer Athem sein? Er ist da — ärger als der Teufel — Sándor Kisfaludy ist da! Ich bleibe nicht im Haus! Diese Begegnung halt' ich nicht aus. Sag' der Herr Peter Ihrer Gnaden, der gnädigen Frau, ich hätt' mich ans Ende der Welt geflüchtet. Geh' ich zugrund, so ist sie schuld daran!

Peter. Was hat Euch denn die Frau Tant' zuleide gethan?

Ágh. Jetzt ist keine Zeit, das zu erklären. Ich hab's eilig, sehr eilig! Gleich wird er hier sein. Ich verdufte! Schöne Empfehlung an Ihre Gnaden, die gnädige Frau! Sie soll ausessen, was sie gekocht hat. Sag' ihr das der Herr Peter! (Ab.)

Peter. Weshalb scheut sich der Alte so sehr vor Kisfaludy? . . . Übrigens, weiß Gott, wenn der gottselige Herr Onkel Pepi auferstände und seine Verse zurückverlangen würde, ich wäre ebenfalls zu Tod erschrocken! (Ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Sándor. Karl (fünfzehnjährig).

Sándor. Das ist ihre Stube! Ein trautes Mädchenheim! Begreifst Du, lieber Karl, was Dein Bruder beim Überschreiten dieser Schwelle empfindet?

Karl. Ob ich's begreife! Ich habe das Sehnen Deines Poetenherzens aus den Gedichten errathen —

Sándor. Die Du beim Durchstöbern meines Gepäckes entdeckt hast, Du indiscreter kleiner Forscher!

Karl. Was Vers, Theaterstück oder dergleichen heißt, das entgeht meinem Spürsinne niemals! Sieht's mein Auge nicht, so wittert's meine Nase. Als ich Deinen Koffer betrachtete, überkam mich etwas wie Poesieduft. Das musste untersucht werden. Hemden, Kleider, Stiefel — das waren meine ersten Funde. Ich ließ aber nicht nach. Da muss es auch Verse geben, sagt' ich mir. Ich fand die Gedichte und sprach mit Dir darüber. Du machtest mich zu Deinem Vertrauten und klagtest mir Dein Leid. Außerdem benütztest Du mich als Corrector, der aus Deinem jüngsten Werke die Druckfehler auszumerzen hatte. Hier die ersten Aushängebogen und das Titelblatt! „Himfys Lieder. Klagende Liebe." Ein herrliches Werk, Du kannst mir's glauben, Bruder! Ich bin stolz auf Dich.

Sándor. Junge, Du willst von Versen und auch von Liebe etwas verstehen?

Karl. Ich verstehe beides. War schon oft genug verliebt und besang noch jede, die mir's angethan hatte. Das ist natürlich nicht alles druckreif, aber was nicht ist, kann noch werden . . . Du kannst

Dich auf mich verlassen, Sándor! Mit diesem Buche wirst Du Ruhm ernten, und man wird Dein Haupt mit Lorbeer umkränzen.

Sándor. Weder Ruhm noch Lorbeer wird mir zutheil werden. Das Buch erscheint ohne Namen.

Karl. Anonym?

Sándor. Himfy soll niemand kennen. Es braucht kein Mensch zu wissen, mit wessen Herzblut dieses Buch geschrieben ist.

Karl. Und ich freute mich schon so sehr auf das lange Gesicht unseres Herrn Vaters! Der alte Herr hält gar nichts auf Literatur, und wenn er mich beim Schreiben von Theaterstücken ertappt, gibt's jedesmal einen Mordskrawall, mitunter sogar Hiebe. Zur Strafe sollte der Alte an seinen Söhnen literarische Ruhmesfreuden erleben.

Sándor. Ich suche nicht den Ruhm, sondern das Glück.

Karl. Du wirst auch das finden.

Sándor. Als Hoffnungsstrahl leuchtete mir bisher das Bewusstsein, dass Rosa sich während fünf Jahren nicht verheiratete. Ich schmeichelte mir mit der Zuversicht, dass sie mir vielleicht ein Andenken im Herzen bewahrte. Nach meiner Heimkehr hätte ich ihr diesen Band, das Buch der Schmerzen, die Zeugenschaft treuer Liebe, zu Füßen gelegt, und sie hätte, so dachte ich, nicht mehr behaupten können, dass ich keiner wahren Empfindung fähig sei . . . Auch diese Hoffnung ist zunichte. Es ist ein Rivale da, ein glücklicher Mitbewerber.

Karl. Ein schönes Mädchen hat immer Courmacher — das soll Dir nicht die gute Laune rauben.

Sándor. Peter ist mehr als ein Courmacher, man betrachtet ihn allgemein als Rosas Zukünftigen. Ach, wie schmerzlich traf mich diese Nachricht! Die Furien der Eifersucht peinigten mich halb zu Tode. Hundertmal wollte ich mich in den Sattel schwingen und hierher galoppieren, um mich mit dem Rivalen Mann gegen Mann zu messen. Ich war Soldat — und durfte mich nicht rühren. Da schickte ich ihr meine Gedichte. Mögen die für mich sprechen! Vielleicht schlägt ihr Herz höher, wenn sie meine Liebesklagen vernimmt!

Karl. Es schlug höher, ganz gewiss schlug es höher. Sie müsste denn kein Herz haben.

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige. Rosty.

Rosty. Sándor! Kisfaludy! Sind Sie es wirklich, oder ist's Ihr Geist?

Karl. Er ist's leibhaftig vom Scheitel bis zur Sohle! Millionen mörderischer Kugeln sind ihm geflissentlich ausgewichen.

Rosty. Willkommen, herzlich willkommen! Ihre Rückkehr freut mich und wird auch alle übrigen freuen!

Sándor. Als Odysseus nach Ithaka zurückkehrte, freuten sich nicht alle des Ankömmlings. Man findet nicht alles so wieder, wie man es verlassen hat.

Rosty. Hm, hm! Gewiss, gewiss! Während eines so langen Zeitraumes pflegt sich Verschiedenes zu ändern. (Beiseite.) Ob er wohl schon weiß, dass Jolán geheiratet hat?

Sándor. Jawohl, Verschiedenes!

Rosty. Einer stirbt, die andere heiratet . . .

Sándor. Die Abwesenden werden vergessen.

Rosty (beiseite). Er ahnt etwas. (Zu Sándor.) In meiner Familie hat seither —

Sándor. Ich weiß es, Fräulein Jolán hat sich verheiratet.

Rosty (bitter). Ja, ja, sie ist Frau.

Karl. Kálmán Bezerédys Gattin.

Sándor. Man schrieb mir davon.

Rosty (beiseite). Er bestrebt sich, gleichmüthig zu erscheinen.

Sándor. Und sind sie glücklich?

Rosty (beiseite). Was sag' ich nun? (Zu Sándor.) Es scheint wohl. So junge Leute brauchen nicht viel, um sich glücklich zu fühlen.

Sándor. Nicht jeder ist so geartet. Mancher dient sein ganzes Leben unter der Fahne des Unglückes im Heere der Enttäuschten ab. Das sind jene, die nur einmal zu lieben imstande waren.

Rosty (beiseite). Er liebt Jolán noch immer.

Karl (am Fenster). Da kommt Kálmán mit Jolán und mit Rosa.

Sándor (beiseite). Rosa!

Rosty (beiseite). Wie er bei dem Namen zusammenfährt! (Zu Sándor.) Sie scheinen sehr erregt zu sein.

Sándor. Die Freude, so liebe alte Bekannte wiederzusehen . . . Ihre Tochter, Fräulein Jolán . . .

Rosty. Jolán? . . . Auch sie wird sich sehr freuen. (Beiseite.) Wenn sich nur Kálmán klug benimmt!

Sechzehnter Auftritt.

Vorige. Rosa. Jolán. Kálmán.

Rosty. Seht einmal, wer da ist! Erkennt Ihr ihn wieder nach so langer Zeit?

Jolán (kühl). Herr Kisfaludy!

Rosa. Wir waren auf Ihre Ankunft vorbereitet.

Sándor. Meine Damen! (Für sich.) Sie waren vorbereitet, scheinen sich aber nicht sonderlich zu freuen.

Rosty (zu Jolán). Er ist noch immer in Dich verliebt.

Jolán (beiseite). Gütiger Himmel! (Zu Rosa.) Er liebt mich also noch immer!

Rosa (beiseite). So verstumme auf ewig, mein wundes Herz!

Kálmán (leise). Was sagt Ihr, Schwiegerpapa?

Rosty (leise). Ihr sollt mit ihm freundlich sein! Besonders Du . . . (Laut.) Sándor weiß viel Interessantes von seinen verschiedenen Erlebnissen zu erzählen!

Sándor. Ich fürchte, ich werde auch zuhaus noch manches zu erleben haben. (Beiseite.) Wie frostig sie mich ansieht!

Rosty (zu Jolán). Verstehst Du's? (Laut.) Geben Sie uns doch etwas von Ihren Reiseabenteuern zum besten!

Sándor. Das wäre für jetzt allzu lang und für Sie vielleicht auch langweilig. (Beiseite.) Sie ist reizender als jemals. (Blickt Rosa an, die neben Jolán steht.)

Rosa (zu Jolán). Wie er Dich ansieht!

Jolán (zu Rosa). Das gilt ja Dir!

Kálmán (beiseite). Warum er nur fortwährend meine Frau angafft?

Rosty. Was gefiel Ihnen auf Ihren weiten Reisen am besten?

Sándor. Es gab da viel, sehr viel Schönes, am meisten aber sprach mich die Provence, Petrarcas Heimat, an. Dort ist das gelobte Land aller, die wissen, was Liebe ist.

Rosa (zu Jolán). Wie bedeutsam er auf Dich anspielt! Das ist schon mehr als Kühnheit. (Laut.) Mich wundert, dass Sie als Officier für Petrarca schwärmen . . . Seine Liebe war der reinste Idealismus. Die Herren Ihres Standes pflegen praktischer zu sein.

Sándor. Ist Frau Bezerédy derselben Ansicht?

Kálmán (beiseite). Was geht ihn die Ansicht meiner Frau über Liebessachen an?

Rosa. Jolán denkt über alles genau so wie ich . . . Wie haben Sie sich in der göttlichen Provence unterhalten?

Sándor. Ich durchwanderte das herrliche Land und träumte.

Rosa (spöttisch). Von Petrarcas Laura?

Sándor. Nein — von meiner Laura!

Kálmán (beiseite). Seine Laura? (Laut.) Sie haben also Ihre eigene Laura?

Sándor. Sie heißt zwar nicht so, aber sie ist meine Laura.

Rosa (zu Jolán). Verstehst Du das?

Jolán (zu Rosa). Ich verstehe ihn!

Kálmán. Und was verstehen Sie unter Ihrer Laura, Herr Oberlieutenant?

Sándor. Das holde Wesen, dessen Bild ich als heilige Erinnerung im Herzen trage. Ein Wesen, das mir unvergesslich bleibt.

Kálmán (beiseite). Ei, das wird ja immer ärger! Und wie er dabei meine Jolán fast mit den Augen verschlingt!

Rosa (zu Jolán). Er macht Dir im Beisein Deines Gatten fast eine Liebeserklärung!

Jolán (zu Rosa). Barmherziger Gott! Wenn er nur keine Unüberlegtheit begeht! (Draußen Musik.)

Kálmán. Die Gäste sind da!

Siebzehnter Auftritt.

Vorige. Takács. Skublics. Gaál. Horváth. Fejér. Frau Biró. Gäste. Zigeuner.

Frau Biró. Musik! Bravo! So ist's recht! Tanz und Lustbarkeit sind ohnehin so selten hier im Hause.

Horváth (tänzelnd). Da muss auch die Frau Tante werkthätig mitthun!

Sándor (zu Karl). Ich muss sie um jeden Preis unter vier Augen sprechen!

Karl. Fordere sie zum Tanze auf!

Sándor (zu Rosa). Darf ich bitten, Fräulein?

Rosa. Ich bin schon anderwärts vergeben.

Sándor (zu Karl). Sie will mit mir nicht tanzen.

Karl. So fordere eine andere auf! Getanzt muss werden!

Sándor (zu Jolán). Gnädiges Fräulein haben wohl diesen Tanz noch frei?

Jolán (verlegen). Nein . . . ich habe ihn vergeben.

Sándor. An wen?

Kálmán. An mich!

Palotás. (Nationaltanz.)

(Paare: Rosa—Takács, Jolán—Kálmán, Skublics und ein junges Mädchen, Frau Biró mit Horváth, Rosty mit einer älteren Dame u. s. w.)

Kálmán (nach beendigtem Palotás). Der Mützentanz[1]) beginnt!

Rosty (zu Frau Biró). Den tanzen wir beide zusammen, nicht wahr?

Frau Biró. Sehr gern, wenn's beliebt.

Rosty (lockt sie mit der hocherhobenen Mütze. Sie sucht die Mütze zu erhaschen. Die Musik spielt jetzt noch nicht). In meiner Jugend unterhielten wir uns viel bei diesem Tanze.

Kálmán. Herr Schwiegerpapa! Die Jugend hat das Vorrecht.

Karl (zu Sándor). Eine günstige Gelegenheit, mit Rosa zusammenzukommen.

Rosa (zu Frau Biró). Wenn mich Sándor auffordert, lassen Sie mich nicht lange mit ihm tanzen!

Rosty. Den Tanz beginnen Sándor und —

Kálmán. Und Takács. (Sándor und Takács stellen sich an, schwenken die Mützen und machen einige Drehungen. Dann eilt Sándor auf Rosa zu.)

Rosa (zu Takács). Diesen Tanz sind Sie mir schuldig.

Sándor (beiseite). Wieder entwischt! (Zu Jolán.) Darf ich bitten?

Kálmán (beiseite). Da haben wir's! Na warte, lang wirst Du meine Frau nicht locken!

Sándor (lockt eine Weile Jolán, die seine Mütze nicht erhaschen kann).

Kálmán (erhascht die Mütze und überreicht sie Jolán).

Sándor. Das gilt nicht. Die Tänzerin muss sie erhaschen!

---

[1]) Dieser — ungarisch süveges — wird nur von zwei Paaren getanzt. Zwei Herren beginnen, jeder die Mütze in der Hand. Nach einigen Drehungen wählt jeder eine Dame. Einige Figuren paarweise, dann einzeln. Der Herr winkt seiner Dame lockend mit der Mütze. Sie sucht ihm die Mütze zu entreißen. Nachdem es ihr gelungen, wieder paarweise. Sodann beginnen beide Damen allein, die Mütze in der Hand. Herrenwahl. Lockung der Herren. Das wiederholt sich einigemale.

Jolán. Es gilt, es gilt!

Rosa. Jawohl, es gilt!

Sándor. Wenn das giltig ist, so (entreißt Takács die Mütze) muss auch dies gelten!

Takács. Mit Verlaub! Diese Mütze durfte nur das Fräulein haschen.

Sándor. Was dem Fräulein bei einem anderen recht war, muss ihr bei sich selber billig sein!

Rosa. Wie's beliebt. (Jolán und Kálmán tanzen auf der einen, Sándor und Rosa auf der anderen Seite.)

Sándor (Rosa lockend). Fräulein Rosa! Zürnen Sie mir nicht so lange, das schneidet mir tief ins Herz!

Rosa (gar nicht hinhorchend, zu Kálmán und Jolán). Nimm Dich zusammen, Jolán!

Sándor. Hören Sie mich an!

Rosa. Wollen Sie von Laura sprechen? Darauf bin ich nicht neugierig.

Sándor. Sie müssen mich erhören! Ich zwinge Sie dazu.

Rosa. Ich möchte sehen wie.

Sándor. Sie bekommen nicht früher die Mütze, als Sie mich angehört haben.

Rosa. Wirklich nicht? (Winkt Frau Biró, ihm die Mütze zu entreißen.)

Sándor. Gewiss nicht!

Rosa. Das könnte Ihnen zu lange dauern.

Sándor. Niemals!

Frau Biró (erhascht die Mütze und stellt sich vor Sándor). Mir gehört die Mütze, bitte mit mir zu tanzen!

Sándor. Frau Tante, das ist ein unrechtmäßiger Eingriff!

Frau Biró. Bin ich Ihnen als Tänzerin zu alt? Es geht noch ganz gut, Sie werden zufrieden sein.

Sándor. Es soll mir zur Ehre gereichen!

Frau Biró. Nun, so beehren wir uns gegenseitig! (Sie lockt Sándor, der fortwährend nach Rosa blickt und deshalb die Mütze nicht zu erhaschen vermag.)

Sándor (zu Karl). Hasch' die Mütze!

Karl (entreißt ihr die Mütze). Entschuldigen, Frau Tante!

Frau Biró. Bist Du bei Trost? Mit einem solchen Knirps soll ich tanzen?

Rosty. Keine Ausnahmen! Die Tanzregel muss eingehalten werden!

Frau Biró. Ergo her mit Dir, Du kleiner Fratz!

Karl. Die Frau Tante macht mich überglücklich.

Frau Biró. Zur Jause, zur Jause — meine Herren und Damen! (Erhascht Karls Mütze und jagt ihn damit in die Flucht. Alle ab außer Rosa und Sándor.)

Achtzehnter Auftritt.

Rosa. Sándor (im Hintergrunde).

Rosa. Und ich konnte noch zweifeln! Fünf Jahre lang hab' ich mich vor aller Welt verschlossen und traumhaft schöne Pläne gemacht . . .

Plötzlich erscheint er daheim, tritt vor mich hin und . . . und! Er kam um Joláns willen . . . sie interessiert ihn mehr denn jemals! . . . Eine junge Frau. Etwas für den Herrn Officier. Für ihn zumal eine — Laura! Ah! Es muss ein Ende haben! Das Leben ist mir Gerechtigkeit schuldig. Vielleicht wird es von nun an besser werden! Peter soll mir dazu verhelfen! (Setzt sich an den Tisch, zieht die Schublade heraus und entnimmt ihr Schriften.) Wer so empfindet wie der Dichter dieser Lieder, dem kann ich mich fürs Leben anvertrauen . . . Wie süß sind diese Lieder!

Sándor. Nach fröhlichem Tanze so in trauernde Einsamkeit zurückgezogen?

Rosa. Ich entfliehe gern manchmal den Menschen und suche die Gesellschaft meiner Lieblingsmuse auf. Im Bannkreise der Poesie ist mir so wohl!

Sándor. Sie lieben die Dichtkunst?

Rosa. Nur sie spendet lindernden Trost und Lebensfreude . . . Hier meine Schätze — lauter Perlen der Dichtkunst!

Sándor. Manuscripte?

Rosa. Sinnige Minnelieder . . . (Liest.)

Stätte meiner Kinderträume,
Rebenhügel, Bächlein klar . . .

Sándor (beiseite). Mein Vers!

Rosa (fortfahrend).

Und Ihr trauten Schattenbäume,
Euer denk' ich immerdar!
Glücklich-heiter wie die Wässer
Jenes Bächleins floss dahin
Meine Jugend . . . ach, wie besser
War doch jener Kindersinn!

Sándor (beiseite). Sie ist ergriffen!

Rosa (fortfahrend).

Gleich den Wellen, die zum Meere
Sich ergießen, rann ins Leere
Dieser Traum . . . mir ist so bang —
Warum währt das Glück nie lang?

Sándor (beiseite). Sie scheint ergriffen.

Rosa (träumerisch). Dieser Traum . . . mir ist so bang —
Warum währt das Glück nie lang?

Sándor (beiseite). Der Weg zu ihrem Herzen ist gefunden. (Laut.) Gefällt Ihnen das Gedicht?

Rosa. Es ist entzückend. Würdig der übrigen.

Sándor. Haben Sie mehrere?

Rosa. Diese Schublade ist mein Schmuckkästchen. (Nimmt einige Manuscripte heraus.) Das ist glänzender und wertvoller als Perlen und Edelsteine, Widmungen eines zartliebenden Poetenherzens!

Sándor (beiseite). Meine Himfy-Lieder! . . . (Laut.) Und . . . und wer ist das treue Herz, das Sie mit diesen Kleinodien beschenkt hat?

Rosa (steht auf und tritt vor ihn hin). Mein Petrarca!

Sándor. Ihr Petrarca?

Rosa. Sie haben Ihre Laura, ich hab' meinen Petrarca. Er heißt Peter Szalóky.

Sándor. Peter Szalóky?

Rosa. Der Dichter dieser Verse.

Sándor. Sie hätten diese Gedichte von Szalóky erhalten?

Rosa. Von ihm! Sie sehen ja — seine Schrift, seine Namensfertigung. Überrascht Sie das?

Sándor. Ein wenig — allerdings! (Beiseite.) Der alte Ferkó hat mich verrathen!

Rosa. Sie sind ja vor Erstaunen ganz still geworden!

Sándor. Ich ermanne mich schon allmählich . . . Und alles das hat er geschrieben — Peter Szalóky?

Rosa. Wer sonst? Wie oft soll ich's Ihnen bekräftigen?

Sándor. Natürlich! Wer sollte sonst? Diese Lieder konnte ja nur Peter gedichtet haben, kein anderer! Wie würde es mich freuen, die Bekanntschaft dieses wackeren Herrn zu machen!

Rosa. Diese Freude kann ich Ihnen leicht verschaffen.

Sándor. Es wird mich unaussprechlich glücklich machen, von Angesicht zu Angesicht den Dichter zu sehen, den Sie, wie ich bemerke, so außerordentlich hoch schätzen.

Rosa. Ich schätze ihn hoch, weil er ein Mann ist, der seinen Genossen zum Muster dienen kann. Treuer und wahrer ergeben ist keiner, ehrfurchtsvoller huldigt seiner Auserwählten niemand als er. Seine Minne gleicht nicht dem Liebesgetändel von heute. So liebten einst die Troubadours in der schönen Ritterszeit.

Sándor. Wo ist er, der große Mann? Wo ist Peter Szalóky? Ich brenne vor Begierde, dieses Ideal sondergleichen kennen zu lernen.

Rosa. Ich werde Sie einander vorstellen.

Neunzehnter Auftritt.

Vorige. Peter.

Peter. Die Frau Tante schickt mich hierher.

Rosa. Kommen Sie, lieber Peter, kommen Sie, ich muss die Herren einander vorstellen! (Stolz.) Peter Szalóky — (mit Geringschätzung) Sándor Kisfaludy.

Peter. Kisfaludy?

Sándor. Es freut mich sehr und gereicht mir zur besonderen Ehre, Ihre werte Bekanntschaft zu machen.

Peter. Meinerseits — ganz meinerseits!

Sándor. Das Fräulein war so gütig, mir einige Ihrer Geistesproducte zu zeigen.

Rosa. Und Herr Kisfaludy war davon höchlich überrascht.

Sándor. Sie bereiteten ihm ein selten hohes Vergnügen.

Peter (beiseite). Die Verse vom Herrn Onkel Pepi! (Laut.) Aber ich bitte, diese Kleinigkeiten . . .

Sándor. Doch — doch, Herr Szalóky, vielleicht sind diese Kleinigkeiten doch der Rede wert! Ich hatte keine Ahnung, dass sich unser Vaterland eines solchen Dichtergeistes rühmen dürfe . . .

Peter. Ist ja nicht so viel daran. Es gehört, so meine ich, nichts weiter dazu als ein Stück Papier und ein bisschen Stimmung, Inspiration. Dann schreibt man einfach nieder, was einem so einfällt. (Beiseite.) Die Verse vom Herrn Onkel Pepi!

Sándor. Und haben Sie öfter derartige Inspirationen? Schreiben Sie viele so herrliche Gedichte?

Peter. Hier und da — wenn ich gerade bei Stimmung bin.

Sándor (beiseite). O Du Schlingel! (Laut.) Und sind Sie oft in solcher Stimmung?

Peter. Je nachdem. (Beiseite.) Was will er nur von mir?

Sándor. Schade, dass Sie so bescheiden sind und diese Meisterwerke nicht im Druck erscheinen lassen!

Rosa. Dazu will ich ihn seit langem überreden! Warum soll ich allein mich an diesen Poesien ergötzen, warum nicht auch andere? Warum soll man mich, an die das alles gerichtet ist, nicht ein wenig beneiden?

Sándor. Und er — er will die Verse trotz Ihrer Bitten nicht drucken lassen?

Peter. Das werde ich nicht, nie — niemals!

Sándor. Aber Herr Poet! Nur nicht allzu bescheiden! Sie werden Ihre Werke gewiss erscheinen lassen.

Peter. Nein — niemals!

Sándor. Sie haben es sogar bereits gethan.

Peter. Lächerlich! Das muss ich doch besser wissen!

Sándor. In einer Pester Druckerei werden sie ja schon gedruckt.

Rosa. Ah!

Sándor. Dieser Tage war ich in Pest. Zufällig kam ich in eine Druckerei und sah einen Aushängebogen ganz neuer Gedichte. Ich las und las und war entzückt davon — geradeso wie jetzt.

Peter. Das waren sicher andere Gedichte.

Sándor. Diese waren's, diese! Ich erinnere mich ganz genau. Hm! Vielleicht habe ich sogar einige Bürstenabzüge bei mir.

Peter. Die möcht' ich selber gern sehen!

Sándor. Da haben Sie einige.

Peter. Thatsächlich!

Rosa (liest). „Himfys Lieder. Klagende Liebe." Jawohl, jawohl! Seine Gedichte . . . alle von ihm . . . Peter, Peter! Diese liebenswürdige Aufmerksamkeit! Und wie ich ihn bat und bestürmte! Er weigerte sich, schlug meine dringendsten Bitten ab, und unterdessen, ganz im geheimen . . . Peter, das haben Sie sehr schön gemacht, sehr schön!

Sándor. In Wahrheit, reizend schön! Doch was thun Sie so verwundert? Haben Sie am Ende gar nichts davon gewusst? Sind Ihre Gedichte ohne Ihr Wissen gedruckt worden?

Peter (beiseite). Dahinter steckt sicher die Frau Tante. (Laut.) Ich wundere mich, dass . . . weil . . .

Rosa. Diese Freude, diese Freude! Wo ist die Frau Tante? Tante Marie, Tante Marie! (Frau Biró kommt.) Da, Frau Tante, sehen Sie 'mal! Damit hat mich Peter überrascht!

Zwanzigster Auftritt.

Vorige. Frau Biró.

Frau Biró (überrascht). Das sind ja seine Verse!

Rosa. Schwarz auf Weiß gedruckt.

Frau Biró (beiseite). Was ist das? Es geht schief, wenn wir uns nicht husarenmäßig durchhauen. (Laut.) O Du stilles Wasser, Du Duckmäuser! Wie er den Unschuldigen spielt! . . . Nun Rosa, die Bedingung ist erfüllt; Peter hat seine Verse drucken lassen . . . jetzt löse auch Du Dein Wort ein! Ein Weib, ein Wort!

Sándor. Worauf haben Sie Ihr Wort gegeben?

Rosa. Ich versprach Peters Frau zu werden, sobald Peters Lieder im Druck erschienen sind.

Sándor (bestürzt). Und Sie wollen dieses Wort einlösen?

Rosa. Gewiss! Ich lade Sie hiermit zu unserer Verlobung ein.

Sándor. Ich danke! Mein Brautgeschenk soll Sie beide in Staunen versetzen. Nicht nur der Minnesänger versteht sich auf Überraschungen!

Rosa. Das war süße Rache!

Einundzwanzigster Auftritt.

Vorige (ohne Sándor). Annuschka (mit Tellern).

Frau Biró. Ihr gehört zusammen für ewig!

Annuschka (schreit auf und läst die Teller fallen).

Frau Biró. Canis mater!

(Fortsetzung folgt.)



Für die Redaction verantwortlich: Eduard Kotek.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.